

DIE OFFIZIELLE SAMMLUNG

# AGATHA CHRISTIE

Das krumme  
Haus



HACHETTE

AGATHA CHRISTIE

# Das krumme Haus

Roman

Aus dem Englischen  
von Ursula von Wiese

Hachette Collections

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
CROOKED HOUSE

AGATHA CHRISTIE® Crooked House Copyright © 2009  
Agatha Christie Limited (a Chorion Company).  
All rights reserved.  
Crooked House was first published in 1949

*Das krumme Haus*  
Deutsche Version:  
© 2004 Agatha Christie Limited, a Chorion Company.  
All rights reserved.  
Aus dem Englischen von Ursula von Wiese

Copyright © 2009 Hachette Collections  
für die vorliegende Ausgabe.  
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,  
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und  
auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Satz und Gestaltung: Redaktionsbüro Franke & Buhk, Hamburg  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

# 1

Ich lernte Sophia Leonides gegen Ende des Krieges in Ägypten kennen, wo sie bei der Gesandtschaft einen ziemlich hohen Posten bekleidete. Ich lernte sie beruflich kennen und begriff sehr bald, dass sie es aufgrund ihrer Tüchtigkeit trotz ihrer Jugend – sie war damals erst zweiundzwanzig Jahre alt – zu dieser verantwortungsvollen Stellung gebracht hatte.

Sie sah nicht nur sehr gut aus, sondern hatte auch einen scharfen Verstand und einen ausgeprägten Sinn für Humor, der mich entzückte. Wir freundeten uns an. Man konnte sich ausgezeichnet mit ihr unterhalten, und wir verbrachten viele anregende Stunden miteinander.

So weit war alles klar; aber erst als ich kurz vor Kriegsende noch einmal versetzt wurde, ging mir etwas anderes auf: dass ich Sophia liebte und sie heiraten wollte.

Wir aßen zusammen bei Shepherd's, als ich diese Entdeckung machte. Sie überraschte mich nicht weiter, irgendwie wusste ich es schon längst. Ich betrachtete Sophia mit neuen Augen, obwohl ich nichts Neues sah. Doch was ich sah, gefiel mir: das dunkle gekräuselte Haar, die lebhaften blauen Augen, das kämpferische Kinn und die gerade Nase. Mir gefiel auch ihr gut geschnittenes, hellgraues Schneiderkostüm mit der weißen Bluse. Sie sah erfrischend englisch aus, und das sagte mir besonders zu, weil ich meine Heimat seit drei Jahren nicht mehr besucht hatte. Aber plötzlich fragte ich mich, während ich sie betrachtete, ob sie wohl wirklich so englisch

war, wie sie aussah. Hat die Wirklichkeit jemals die Vollkommenheit einer Theatervorstellung?

Mir fiel ein, dass wir zwar offen über alles Mögliche gesprochen hatten, über unsere Vorlieben und Abneigungen, über unsere Freunde und Bekannten, dass Sophia aber nie ihre Angehörigen erwähnt hatte. Sie wusste alles von mir – sie war eine gute ZuhörerIn –, ich dagegen wusste nichts von ihr. Bis zu diesem Augenblick war mir das nie bewusstgeworden. Sophia fragte mich, worüber ich nachdächte.

»Über dich«, antwortete ich. »Wir werden uns vielleicht längere Zeit nicht sehen, Sophia. Ich weiß nicht, wann ich nach England zurückkomme. Aber sowie ich zurück bin, werde ich dich aufsuchen und dich um deine Hand bitten.«

Sie zuckte mit keiner Wimper. Sie saß einfach da und rauchte ihre Zigarette, ohne mich anzuschauen. Ich fragte mich, ob sie mich vielleicht nicht verstanden hatte.

»Versteh mich recht«, fuhr ich fort. »Ich will nicht jetzt um dich anhalten. Das wäre sinnlos. Du könntest mir einen Korb geben, und dann müsste ich ein Trostpflaster für meine verletzte Eitelkeit suchen. Und was wäre, wenn du mir keinen Korb gibst? Heirat und sofortige Trennung? Sehr gefährlich. Verlobung und lange Wartezeit? Das darf ich dir nicht zumuten. Wir leben in einer gehetzten Welt. Überall werden Ehen geschlossen und gebrochen. Du sollst frei und unabhängig nachhause zurückkehren, dich in der Nachkriegswelt umtun und deine Entscheidungen treffen. Ich wünsche mir eine dauerhafte Beziehung. Für eine flüchtige Ehe bin ich nicht.«

»Ich auch nicht«, stimmte sie zu. »Ich verstehe dich, Charles. Komm nach deiner Heimkehr zu mir, und wenn du mich dann noch magst...«

Ich unterbrach sie: »Daran ist nicht zu zweifeln.«

»An allem ist immer zu zweifeln, Charles. Es gibt unvorhersehbare Dinge, die alles über den Haufen werfen können. Erstens einmal weißt du nicht viel von mir, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht einmal, wo du in England lebst.«

»In Swinly Dean.«

Ich nickte beifällig, als sie die mir wohl bekannte Londoner Vorstadt erwähnte, die sich dreier ausgezeichneter Golfplätze rühmte. Leise, wie sinnend fügte sie hinzu: »In einem kleinen, krummen Haus.«

Ich muss wohl ein etwas erschrockenes Gesicht gemacht haben, denn sie lachte und erklärte den Zusammenhang, indem sie zitierte: »*Und alle lebten sie zusammen in einem kleinen, krummen Haus.* Klein ist es eigentlich nicht. Aber entschieden krumm – halb aus Holz mit hohen Giebeln.«

»Hast du eine große Familie? Geschwister?«

»Einen Bruder, eine Schwester, Mutter, Vater, einen Onkel, eine angeheiratete Tante, einen Großvater, eine Großtante und eine Stiefgroßmutter.«

»Allmächtiger!«, rief ich leicht überwältigt.

Sie lachte. »Natürlich leben wir unter normalen Umständen nicht zusammen. Daran sind die Bomben schuld. Allerdings, ich weiß nicht recht...« Sie runzelte nachdenklich die Brauen. »Vielleicht hat die Familie geistig immer zusammengelebt – unter der Führung meines Großvaters. Er ist eine Persönlichkeit, mein Großvater – über achtzig, ungefähr eins sechzig groß, aber neben ihm sieht jeder unscheinbar aus.«

»Offenbar ein interessanter Mann«, warf ich ein.

»O ja. Er ist von Geburt Grieche, stammt aus Smyrna. Aristide Leonides heißt er.« Mit einem kleinen Zwinkern fügte sie hinzu: »Er ist sehr reich.«

»Wird nach dem Krieg noch jemand reich sein?«

»Mein Großvater bestimmt«, erwiderte Sophia überzeugt. »Er lässt sich nicht übers Ohr hauen. Ich möchte wissen, ob er dir gefallen wird.«

»Hast du ihn gern?«

»Am liebsten von allen Menschen auf der Welt«, sagte Sophia.

## 2

**E**rst zwei Jahre später kehrte ich nach England zurück. Es waren keine leichten Jahre gewesen. Die ganze Zeit blieb ich mit Sophia in Kontakt. Wir schrieben beide keine Liebesbriefe. Es waren Briefe, wie sie unter nahen Freunden üblich sind, Briefe, die dem Gedankenaustausch dienen und vom täglichen Leben erzählen. Aber unsere Beziehung festigte sich, und unsere Gefühle füreinander wurden immer stärker.

An einem grauen Septembertag kehrte ich nach England zurück. Vom Flugplatz aus sandte ich Sophia ein Telegramm:

*»Soeben eingetroffen. Erwarte dich um 21 Uhr zum Abendessen bei Mario. Charles.«*

Zwei Stunden später blätterte ich in der *Times*. Als ich die Geburtstags-, Heirats- und Todesanzeigen las, fiel mein Blick auf den Namen Leonides:

*In tiefem Schmerz teile ich Freunden und Bekannten mit, dass  
mein geliebter Mann*

*Aristide Leonides*

*am 19. September von mir gegangen ist.*

*Er starb im Alter von 87 Jahren in Swinly Dean.*

*Brenda Leonides*

Darunter stand eine zweite Anzeige:

*Heute entschlief unerwartet unser geliebter Vater und Großvater  
Aristide Leonides  
Die Trauerfeier findet in der St.-Eldreds-Kirche statt.  
Swinly Dean, den 19. September.*

Ich fand die beiden Anzeigen ziemlich sonderbar. Aber meine Hauptsorge galt Sophia. Eiligst schickte ich ihr noch ein Telegramm:

*»Soeben Todesanzeige gelesen. Herzliches Beileid. Erbitten Nachricht, wann Wiedersehen möglich. Charles.«*

Um sechs Uhr erreichte mich in meinem Elternhaus ein Telegramm von Sophia:

*»Bin um 21 Uhr bei Mario. Sophia.«*

Der Gedanke an das Wiedersehen mit Sophia beunruhigte und erregte mich. Die Zeit verging mit nervenzermürbender Langsamkeit. Ich fand mich zwanzig Minuten zu früh im Restaurant ein. Sophia kam nur fünf Minuten zu spät.

Es ist immer ein seltsames Erlebnis, einen Menschen wiederzusehen, mit dem man lange Zeit nicht mehr zusammen war, mit dem man sich aber innerlich doch stets beschäftigt hat. Als Sophia endlich durch die Drehtür kam, erschien mir unsere Begegnung gänzlich unwirklich. Sie war in Schwarz, und das erschreckte mich irgendwie.

Nachdem wir einen Aperitif getrunken hatten, gingen wir zu Tisch. Wir unterhielten uns ziemlich hastig, ja fieberhaft, und sprachen von alten Kairoer Freunden. Es war eine gekünstelte Unterhaltung, die uns jedoch über die erste Verlegenheit hinweghalf. Ich drückte ihr noch-

mals mein Beileid aus, und Sophia sagte ruhig, ihr Großvater sei »ganz plötzlich« gestorben. Dann wärmten wir Erinnerungen auf. Ich hatte das Gefühl, dass irgendetwas mit Sophia nicht stimmte. Wollte sie mir am Ende mitteilen, dass sie eine neue Liebe hätte? Nein, das glaubte ich nicht; aber ich wusste nicht, was es sonst sein könnte.

Nachdem der Kellner uns den Kaffee gebracht hatte, wurde auf einmal alles anders. Wir saßen uns wie einst in einem Restaurant an einem kleinen Tisch gegenüber, und es war, als hätte es nie eine Trennung gegeben.

»Sophia«, sagte ich.

Und sofort antwortete sie: »Charles!«

»Gottlob ist es überstanden.« Ich atmete erleichtert auf.  
»Was war nur los mit uns?«

»Wahrscheinlich meine Schuld. Ich war dumm.«

»Aber jetzt ist alles gut?«

»Ja, jetzt ist alles gut.«

Wir lächelten einander an.

»Mein Liebes«, sagte ich. »Wann wollen wir heiraten?«

Ihr Lächeln erstarb.

»Ich weiß nicht. Ich weiß nicht recht, ob ich dich überhaupt heiraten kann.«

»Aber warum denn nicht? Bin ich dir fremd geworden? Brauchst du Zeit, um dich wieder an mich zu gewöhnen? Hast du einen andern gefunden? Ach nein, ich bin ein Dummkopf. Das alles ist es nicht.«

»Nein, das ist es nicht.« Nach einer Pause sagte sie leise:  
»Es ist wegen des Todes meines Großvaters.«

»Wieso? Inwiefern macht das einen Unterschied? Du meinst doch nicht etwa die finanzielle Frage? Wenn er dir nichts hinterlassen hat...«

»Nein, nein, das ist es nicht.« Sie lächelte flüchtig. »Ich glaub dir schon, dass du mich auch nehmen würdest,

wenn ich arm wie eine Kirchenmaus wäre. Großvater hat übrigens nie in seinem Leben einen Penny verloren.«

»Was ist es denn dann?«

»Es ist ganz einfach sein Tod. Weißt du, Charles, ich glaube... ja, ich glaube, er ist umgebracht worden.«

Ich starrte sie an.

»Wie kommst du darauf?«

»Ich bin nicht von selbst daraufgekommen. Der Arzt brachte mich darauf. Er wollte den Totenschein nicht ausstellen. Es wird eine Autopsie vorgenommen. Klar, dass man einen Verdacht hegt.«

Sophia hatte genügend Verstand, dass man sich im Allgemeinen auf ihre Schlussfolgerungen verlassen konnte. Ernst sagte ich: »Der Verdacht kann sich als grundlos erweisen. Aber angenommen, er wäre gerechtfertigt, was hat das mit uns beiden zu tun?«

»Es könnte unter gewissen Umständen unangenehm sein für dich. Vergiss nicht, du bist Diplomat. Die Frau eines Diplomaten wird immer aufs Korn genommen. Nein, bitte unterbrich mich nicht. Ich weiß, dass du zu mir stehen würdest, Charles. Doch ich habe meinen Stolz. Ich möchte nicht, dass unsere Ehe durch irgendwas belastet wird, und ich will nicht, dass du meinetwegen ein Opfer bringst. Vielleicht ist alles in Ordnung...«

»Meinst du, der Arzt könnte sich geirrt haben?«

»Und hätte er sich nicht geirrt, so wäre es gleich, wenn die richtige Person ihn getötet hat.«

»Was meinst du eigentlich, Sophia?«

»Das war nicht besonders nett von mir. Aber man sollte immer ehrlich sein.« Sie kam meinen nächsten Worten zuvor. »Nein, Charles, ich sage nichts mehr. Ich habe schon zu viel gesagt. Aber ich war entschlossen, dich heute Abend zu treffen, um dir klar zu machen, dass wir nichts planen können, solange dieser Fall nicht gelöst ist.«

»Erzähl mir doch wenigstens Näheres.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, Charles. Ich will nicht, dass du uns mit meinen Augen siehst. Du sollst uns als Außenseiter begegnen.«

»Und wie kann ich das?«

Mit einem seltsamen Licht in den glänzenden blauen Augen schaute sie mich an.

»Mithilfe deines Vaters«, antwortete sie.

In Kairo hatte ich Sophia erzählt, dass mein Vater Kommissar bei Scotland Yard war. »Steht es so schlimm?«

Sie nickte.

»Siehst du den Mann, der ganz allein neben der Tür sitzt? Ein ganz brav und zuverlässig aussehender Typ, nicht?«

»Ja.«

»Er stand heute Abend auf dem Bahnsteig von Swinly Dean, als ich in den Zug stieg.«

»Du glaubst, er ist dir gefolgt?«

»Ja. Wir stehen wohl alle unter Beobachtung. Man hat uns bedeutet, das Haus nicht zu verlassen. Aber ich wollte dich unbedingt treffen.« Sie streckte das energische Kinn vor. »Ich kletterte zum Badezimmerfenster hinaus und rutschte das Wasserrohr hinunter.«

»Darling!«

»Die Polizei ist sehr tüchtig. Sie wusste sicher über dein Telegramm Bescheid. Na, macht nichts... wir sind beisammen... Aber von nun an müssen wir getrennt marschieren.« Nach einer Pause fügte sie hinzu: »Leider ist an unserer Liebe nicht zu zweifeln...«

»Daran ist nicht im Geringsten zu zweifeln. Sei nicht unglücklich, Sophia. Wir haben einen Weltkrieg überlebt, wir sind dem Tod oft knapp entronnen, und ich sehe

nicht ein, warum der Tod eines alten Mannes... wie alt war dein Großvater übrigens?»

»Siebenundachtzig.«

»Ach ja, es stand ja in der Zeitung. Wenn du mich fragst, er starb an Altersschwäche, das liegt doch auf der Hand.«

»Wenn du meinen Großvater gekannt hättest«, sagte Sophia, »wärest du anderer Meinung!«

### 3

Von jeher hatte mich die Arbeit meines Vaters interessiert; aber nie wäre ich auf den Gedanken gekommen, dass ich daran je ein persönliches Interesse nehmen könnte.

Ich hatte meinen Alten Herrn noch nicht gesehen. Bei meiner Ankunft war er nicht zuhause gewesen; doch als ich nach dem Zusammensein mit Sophia zurückkehrte, teilte mir Glover, unser Diener, mit, er sei in seinem Arbeitszimmer.

Er saß an seinem Schreibtisch, vertieft in einen Haufen Akten. Bei meinem Eintritt sprang er auf.

»Charles! Endlich!«

Unser Wiedersehen nach fünf Kriegsjahren hätte einen Franzosen enttäuscht. In Wirklichkeit erlebten wir alle üblichen Gemütsbewegungen. Wir liebten uns sehr und verstanden einander recht gut.

»Ich habe Whisky da«, sagte er. »Tut mir leid, dass ich nicht zuhause war, als du ankamst. Ich stecke bis über beide Ohren in Arbeit. Bin gerade an einen teuflischen Fall geraten.«

Ich lehnte mich in meinem Sessel zurück und zündete mir eine Zigarette an.

»Aristide Leonides?«

Er warf mir einen überraschten Blick zu.

»Woher weißt du das?«

»Ich habe mein Wissen von der Quelle.«

»Nanu?«

»Es wird dir vielleicht missfallen«, sagte ich. »Ich lernte Sophia Leonides in Kairo kennen und verliebte mich in sie. Ich will sie heiraten. Ich traf sie heute Abend, und wir aßen miteinander.«

»Ihr aßt miteinander? In London? Wie hat sie denn das fertiggebracht? Die Leute wurden in aller Höflichkeit gebeten, das Haus nicht zu verlassen.«

»Sie rutschte vom Badezimmerfenster aus das Wasserrohr hinunter.«

Um die Lippen meines Alten Herrn zuckte ein Lächeln.

»Sie scheint eine junge Dame zu sein, die sich zu helfen weiß.«

»Aber deine Beamten sind auch recht tüchtig«, sagte ich. »Ein nett aussehender Detektiv folgte ihr bis ins Lokal. Ich werde in dem Rapport vorkommen, den er dir erstatten wird. Eins achtzig groß, dunkles Haar, braune Augen, dunkelblauer gestreifter Anzug und so weiter.«

Mein Vater sah mich scharf an.

»Ist es ernst?«, fragte er.

»Ja, Dad, es ist ernst.«

Es entstand eine kurze Pause.

»Ist es dir unangenehm?«

»Vor einer Woche hätte ich nichts dagegen gehabt. Es ist eine gute Familie – das Mädchen wird vermögend sein –, und ich kenne dich. Du verlierst nicht so leicht den Kopf. Es wäre alles in Ordnung, wenn...«

»Wenn?«

»Wenn es die richtige Person getan hat.«

Zum zweiten Mal hörte ich diesen Satz. Mein Interesse erwachte.

»Wer ist denn die richtige Person?«

»Was weißt du von der ganzen Sache?«

»Nichts.«

»Nichts?« Er machte ein verwundertes Gesicht. »Hat sie dir nichts erzählt?«

»Nein, sie wollte, dass ich es als Außenstehender betrachte.«

»Nanu, wozu denn das?«

»Liegt das nicht auf der Hand?«, entgegnete ich.

»Nein, Charles. Das finde ich nicht.«

Mit gerunzelter Stirn ging er auf und ab. Er hatte sich eine Zigarre angezündet, und die Zigarre war ausgegangen. Das bewies, wie erregt er war. »Was weißt du von der Familie?«, fragte er unvermittelt.

»Ich weiß nur, dass außer dem Großvater eine Menge Kinder und Enkel und angeheiratete Verwandte da sein müssen. Der Stammbaum ist mir nicht ganz klar. Am besten weihst du mich ein.«

»Ja.« Er setzte sich wieder. »Also gut, ich beginne mit dem Anfang – mit Aristide Leonides. Er kam mit vierundzwanzig Jahren nach England.«

»Von Smyrna.«

»Das weißt du also?«

»Ja, aber viel mehr auch nicht.«

Die Tür öffnete sich, und Glover kam herein, um zu melden, dass Chefinspektor Taverner gekommen sei.

»Er behandelt den Fall«, erklärte mir mein Vater. »Er kann dir alle Fragen beantworten, denn er hat sich mit der Familie eingehend befasst.«

Chefinspektor Taverner, den ich von früher her gut kannte, begrüßte mich herzlich und beglückwünschte mich zu meiner Rückkehr.

»Ich wollte Charles gerade einweihen«, sagte mein Alter Herr. »Verbessern Sie mich, wenn mir ein Fehler unter-

läuft. Leonides kam 1884 nach London und eröffnete in Soho ein kleines Restaurant. Es ging gut. Er machte ein zweites auf. Bald war er Eigentümer von sieben oder acht Lokalen. Alle gingen sehr gut.«

»Was er auch anfang, alles glückte ihm«, fiel Taverner ein.

»Er hatte eine natürliche Begabung«, fuhr mein Vater fort. »Zum Schluss war er an den meisten bekannten Londoner Restaurants irgendwie beteiligt. Dann befasste er sich mit dem Lebensmittelhandel.«

»Er steckte auch hinter vielen anderen Geschäften«, sagte Taverner. »Altkleiderhandel, billiger Schmuck, Warenhäuser und sonst noch allerlei – er war mit allen Wasern gewaschen.«

»Illegal?«, fragte ich.

»Das möchte ich nicht behaupten. Ein geissener Hund. Gegen das Gesetz verstieß er nie. Aber er gehörte zu den Leuten, die immer Mittel und Wege finden, das Gesetz zu umgehen. Sogar im Krieg hat er, so alt wie er war, wieder ein hübsches Sümmchen auf die Seite gebracht. Was er tat, war niemals illegal; aber sobald er etwas unternommen hatte, hätte man ein diesbezügliches Gesetz erlassen müssen – wenn Sie verstehen, was ich meine. Inzwischen befasste er sich jedoch schon mit etwas anderem.«

»Das klingt nicht gerade sympathisch«, warf ich ein.

»Sonderbarerweise war er sehr sympathisch. Er war eine Persönlichkeit, das merkte man sofort. Äußerlich alles andere als eine Schönheit. Ein hässlicher, kleiner Kerl, fast ein Zwerg. Aber von geradezu magnetischer Anziehungskraft, wenn ich mich so ausdrücken darf. Die Frauen flogen auf ihn.«

»Seine Heirat erregte Aufsehen«, sagte mein Vater. »Er eroberte die Tochter eines Landjunkers, eines großen Jägers vor dem Herrn.«

Ich zog die Brauen in die Höhe.

»Geld?«

Mein Vater schüttelte den Kopf.

»Nein, es war eine Liebesheirat. Sie lernte ihn beim Einkauf der Aussteuer für eine Freundin kennen und verliebte sich in ihn. Ihre Eltern entzweiten sich daraufhin mit ihr; aber sie ließ sich nicht beirren. Ich sage dir, der Mann besaß Charme – er hatte etwas Exotisches und Dynamisches, das ihr gefiel. Ihre eigenen Leute langweilten sie zu Tode.«

»Und die Ehe wurde glücklich?«

»Sehr glücklich. Natürlich verkehrten ihre bzw. seine Freunde nicht miteinander – aber das schien die beiden nicht zu kümmern. Sie kamen ohne Freunde aus. Er baute ein ziemlich geschmackloses Haus in Swinly Dean, dort lebten sie und hatten acht Kinder. Swinly Dean wurde damals große Mode. Die alten Einwohner, die nur ihre Gärten liebten, mochten Mrs Leonides, und die reichen Geschäftsleute, die sich dort niederließen, wollten mit ihm auf gutem Fuße stehen. Die beiden waren vollkommen glücklich, glaube ich, bis sie eines Tages an Lungenentzündung starb.«

»Und er blieb mit acht Kindern zurück?«

»Eins starb schon als Kind. Zwei Söhne fielen im Ersten Weltkrieg. Eine Tochter heiratete nach Australien und starb dort. Eine unverheiratete Tochter kam bei einem Autounfall ums Leben. Eine andere ist vor ein oder zwei Jahren gestorben. Zwei Kinder leben noch – der älteste Sohn, Roger, der verheiratet, aber kinderlos ist, und Philip, der eine bekannte Schauspielerin geheiratet und drei Kinder in die Welt gesetzt hat, deine Sophia, Eustace und Josephine.«

»Und alle leben in dem Haus... wie heißt es doch gleich?... »Drei Giebel?«

»Ja. Roger Leonides wurde zu Beginn des Krieges ausgebombt. Philip zog mit seiner Familie schon 1937 hin. Dann ist da noch eine alte Tante, Miss de Haviland, die Schwester der ersten Mrs Leonides. Offenbar hasste sie ihren Schwager von jeher; doch als ihre Schwester starb, betrachtete sie es als ihre Pflicht, seiner Aufforderung nachzukommen, bei ihm zu leben und die Kinder zu erziehen.«

»Sie ist sehr pflichtbewusst«, schaltete Chefinspektor Taverner sich ein. »Aber sie ist kein Mensch, der seine einmal gefasste Ansicht ändert. Sie konnte Leonides nie leiden, und seine Geschäftsmethoden verabscheute sie.«

»Es scheint ein wohl gefülltes Haus zu sein«, bemerkte ich. »Wer, glauben Sie, hat ihn getötet?«

»Das lässt sich noch nicht sagen. Fest steht nur, dass er vergiftet wurde. Doch Sie wissen, wie es in solchen Fällen ist. Beweise sind schwer zu erbringen. Dieser Fall ist besonders verwickelt.«

Ich sah meinen Alten Herrn an. Bedeutungsvoll sagte er: »Der alte Leonides hat sich vor zehn Jahren zum zweiten Mal verheiratet.«

»Mit siebenundsiebzig Jahren?«

»Ja, er heiratete eine Fünfundzwanzigjährige.«

Ich pfiß durch die Zähne.

»Was für ein Mädchen?«

»Eine Kellnerin. Sie hat einen guten Ruf, sieht recht nett aus – ein bisschen blutarm und rührend.«

»Ist sie etwa verdächtig?«

Taverner zuckte die Schultern.

»Sie ist erst fünfunddreißig, und das ist ein gefährliches Alter. Sie liebt ein angenehmes Leben. Und da ist ein junger Mann im Hause. Der Lehrer der Enkel. Er war nicht im Krieg – hat angeblich ein Herzleiden oder so etwas. Vielleicht ein Drückeberger.«

»Womit wurde der Mord verübt? Mit Arsen?«, erkundigte ich mich.

»Nein. Wir haben den Bericht von der Analyse noch nicht; aber der Arzt nimmt Eserin an.«

»Ein ungewöhnliches Gift, nicht wahr? Da lässt sich doch sicher leicht feststellen, wer es verkauft hat.«

»In diesem Fall nicht. Er benutzte es selbst. Augentropfen.«

»Leonides litt an Diabetes«, erklärte mein Vater. »Er bekam regelmäßig Insulinspritzen. Insulin wird in kleinen Flaschen mit Gummikapsel verkauft. Man sticht die Nadel der Spritze durch die Gummikapsel und saugt das Insulin an.«

»Und in der Flasche war kein Insulin, sondern Eserin?«

»Genau.«

»Und wer gab ihm die tödliche Spritze?«

»Seine Frau.«

Ich begriff jetzt, wen Sophia mit der »richtigen Person« gemeint hatte. Ich fragte: »Versteht sich die Familie gut mit der zweiten Mrs Leonides?«

»Nein. Ich vermute, sie reden kaum miteinander.« Ich fand den Fall eigentlich ziemlich klar. Taverner hingegen schien sich noch keine endgültige Meinung gebildet zu haben.

»Was hindert Sie daran, Mrs Leonides zu verdächtigen?«, fragte ich ihn.

»Wenn sie es getan hat, wäre es ein Leichtes für sie gewesen, die Flasche mit Insulin nachzufüllen. Ich kann mir nicht vorstellen, aus welchem Grunde sie das unterlassen haben sollte.«

»Ja, das leuchtet mir ein. Ist viel Insulin im Haus?«

»O ja, es stehen leere und volle Flaschen herum. Hätte sie die Flasche nachgefüllt, so wäre der Arzt kaum dahin-

ter gekommen. Bei der Autopsie lässt sich eine Eserinvergiftung schwer nachweisen. Aber als er das Insulin untersuchte, um festzustellen, ob die Zusammensetzung vielleicht zu stark war, entdeckte er, dass die fragliche Flasche überhaupt kein Insulin enthielt.«

»Es scheint also, dass Mrs Leonides entweder sehr dumm oder sehr gescheit vorging.«

»Sie meinen...«

»Sie hat vielleicht damit gerechnet, dass Sie keinen Menschen für so dumm halten würden, wie sie es gewesen zu sein scheint. Ist denn sonst noch jemand verdächtig?«

Mein Vater sagte: »Praktisch kann es jeder im Hause getan haben. Es war immer ein großer Insulinvorrat vorhanden, ungefähr für zwei Wochen. Man könnte eine der Flaschen mit Eserin gefüllt und an den Platz zurückgestellt haben, weil man ja wusste, dass sie irgendwann einmal an die Reihe kommen würde.«

»Und jeder konnte an das Insulin ran?«

»Die Flaschen wurden nicht weggeschlossen. Sie standen im Medizinschränkchen eines Badezimmers, das zur Wohnung des alten Herrn gehörte. Jeder im Hause kam und ging, wie es ihm passte.«

»Liegt ein Motiv vor?«, forschte ich weiter.

Mein Vater seufzte.

»Mein lieber Junge, Aristide Leonides war ungeheuer reich. Er hatte sein Vermögen zu einem guten Teil seinen Angehörigen abgetreten; aber es könnte ja sein, dass jemand noch mehr haben wollte.«

»Jedenfalls steht die junge Witwe jetzt am besten da. Hat der Hauslehrer Geld?«

»Nein, er ist arm wie eine Kirchenmaus.«

In meinem Kopf klickte etwas. Ich erinnerte mich plötzlich an Sophias Zitat, und da fiel mir auch der ganze Vers des Kinderliedes wieder ein:

*Es war einmal ein krummer Mann, der ging 'nen krummen Weg  
Da fand er 'nen krummen Heller an einem krummen Steg.  
Er hatt' eine krumme Katz', die fing 'ne krumme Maus,  
Und alle lebten sie zusammen in einem krummen Haus.*

Ich sagte zu Taverner: »Wie finden Sie Mrs Leonides? Was halten Sie von ihr?«

»Schwer zu sagen«, antwortete er gedehnt. »Kein einfacher Mensch. Sehr ruhig – man weiß also nicht recht, was in ihr vorgeht. Aber sie liebt ein angenehmes Leben, darauf könnte ich schwören. Brenda Leonides erinnert mich irgendwie an eine träge, schnurrende Katze. Nicht dass ich etwas gegen Katzen hätte...« Er seufzte. »Aber wir bräuchten eben einen Beweis.«

Dann wäre uns allen geholfen, dachte ich, dann wäre alles gut.

**A**m folgenden Tage begab ich mich mit Chefspektor Taverner zum »krummen Haus«.

Ich befand mich in einer seltsamen Lage. Zu Beginn des Krieges hatte ich öfter für die Spezialabteilung von Scotland Yard gearbeitet, und jetzt hatte mein Vater zu mir gesagt: »Wenn wir diesen Fall lösen wollen, müssen wir alles über die Verwandten wissen. Wir müssen sie von innen kennen, nicht von außen. Du bist derjenige, der da einiges für uns in Erfahrung bringen kann.«

Das hatte mir keineswegs zugesagt, und meine Erwiderung war dementsprechend scharf ausgefallen: »Bin ich ein Spitzel? Soll ich von Sophia Informationen einholen, der Frau, die ich liebe und die mich liebt und mir vertraut?«

Mein Vater war ärgerlich geworden: »Nimm doch Vernunft an. Oder glaubst du etwa, dass sie ihren Großvater ermordet hat?«

»Lächerlich! Natürlich nicht.«

»Wir glauben es auch nicht. Sie war jahrelang fort, sie hatte immer ein ausgezeichnetes Verhältnis zu ihm. Sie verfügt über ein großes Einkommen, und er wäre wohl, nehme ich an, über eure Verlobung sehr erfreut gewesen und hätte ihr sicher ein schönes Hochzeitsgeschenk in Gestalt einer großzügig bemessenen Geldsumme gemacht. Warum sollten wir sie also verdächtigen? Hingegen wird sie dich, solange dieses Verbrechen nicht aufgeklärt ist, nicht heiraten wollen. Das hast du selbst angedeutet, und es passt zu ihrem Charakter. Und bedenke,

dass ein solches Verbrechen manchmal nie aufgeklärt wird. Es ist möglich, dass Mrs Leonides und der Hauslehrer unter einer Decke stecken; aber das zu beweisen, ist eine andere Sache. Du siehst doch ein, dass wir Beweise haben müssen?»

Ja, das hatte ich eingesehen.

»Du kannst Sophia gegenüber ganz ehrlich sein«, hatte mein Vater zu meiner Erleichterung gesagt. »Teile ihr offen mit, dass du Anhaltspunkte suchst, das Verbrechen zu klären, und dann wirst du ja hören, was sie dazu meint.«

So kam es, dass ich am folgenden Tag mit Chefinspektor Taverner und Sergeant Lamb nach Swinly Dean fuhr.

Ein kleines Stück hinter dem Golfplatz bogen wir in einen gewundenen, von Rhododendronsträuchern gesäumten Zufahrtsweg ein und hielten auf dem Kies vor dem Haus.

Unglaublich! Ich fragte mich, warum man dieses Haus »Drei Giebel« getauft hatte. »Elf Giebel« wäre zutreffender gewesen! Das Sonderbare daran war, dass es irgendwie verzerrt wirkte. Es sah aus wie eine aus der Fassung geratene Villa, wie ein Landhaus, das man durch ein Vergrößerungsglas betrachtet. Die schrägen Balken, die Holzteile, die Giebel – es war ein kleines, krummes Haus, das wie ein Pilz über Nacht gewachsen war!

Mir wurde jedoch der Zusammenhang klar. So ungefähr mochte sich ein griechischer Gastwirt etwas Englisches vorstellen. Es sollte ein englisches Heim sein – in der Größe eines Schlosses. Was mochte die erste Mrs Leonides davon gehalten haben? Vermutlich hatte man ihr die Pläne nicht vorgelegt. Ihr exotischer Gatte hatte es sich wohl als Überraschung gedacht. Ich fragte mich, ob sie geschaudert oder gelächelt hatte. Allem Anschein nach hatte sie hier jedoch sehr glücklich gelebt.

»Ein bisschen überwältigend, nicht?«, bemerkte Taverner. »Der alte Herr hat natürlich immerzu angebaut. Es sind eigentlich drei getrennte Häuser mit allem, was zu einer kompletten Wohnung gehört. Drinnen ist alles tipp-topp wie in einem Luxushotel.«

Sophia trat aus dem Haus. Sie trug einen Tweedrock und eine grüne Bluse. Als sie mich sah, blieb sie abrupt stehen und rief: »Du?«

Ich sagte: »Sophia, ich muss mit dir sprechen. Wohin können wir gehen?«

Sie führte mich über den Rasen in einen etwas vernachlässigten Garten, wo eine unbequeme Holzbank stand, auf der wir uns niederließen.

»Nun?«, fragte sie. Ihr Ton war nicht ermutigend.

Ich sagte mein Sprüchlein auf.

Sie hörte mir sehr aufmerksam zu. Ihr Gesicht verriet nicht viel von dem, was sie dachte; doch als ich geendet hatte, seufzte sie tief: »Dein Vater ist sehr gescheit.«

»Er hat nicht so Unrecht; aber ich persönlich finde den Gedanken schrecklich, weil...«

Sie unterbrach mich: »Nein, es ist kein schrecklicher Gedanke, sondern vielleicht der einzig mögliche Weg. Dein Vater weiß genau, was in mir vorgegangen ist. Er kennt mich besser als du, Charles.« Sie ballte die Hände. »Ich muss die Wahrheit wissen.«

»Unseretwegen?«

»Nicht nur unseretwegen. Ich muss sie um meines Seelenfriedens willen wissen. Ich habe nämlich Angst. Alle denken, Brenda hätte es getan.«

»Die Wahrscheinlichkeit...«

»O ja, es ist durchaus wahrscheinlich. An sich möchte ich es auch gern annehmen. Aber ich glaube es im Grunde nicht.«

»Du glaubst es nicht?«, wiederholte ich.

»Ich weiß nicht: Du hast bisher alles von Außenstehenden gehört, wie ich es wollte. Nun werde ich dir die Innenseite zeigen. Ich habe einfach das Gefühl, dass Brenda kein Mensch ist, der jemals etwas tun würde, das für sie gefährlich werden könnte. Dazu geht sie viel zu pfleglich mit sich um.«

»Und der Hauslehrer? Laurence Brown?«

»Laurence ist ein Hasenfuß. Er hätte gar nicht den nötigen Mut. Allerdings kann man nie wissen... Man erlebt ja manchmal die tollsten Überraschungen. Man macht sich ein Bild von einem Menschen, und dann stellt es sich als ganz falsch heraus. Aber Brenda...« Sophia schüttelte den Kopf. »Sie hat sich immer ihrem Charakter entsprechend verhalten. Sie ist ein Haremstyp, wie ich es nenne. Sitzt gern herum, knabbert Süßigkeiten, freut sich an hübschen Kleidern und an Schmuck, liest Kitschromane und geht ins Kino. Es ist sonderbar, wenn man bedenkt, dass Großvater siebenundachtzig war – aber ich glaube wirklich, er war für sie aufregend. Er übte Macht aus, weißt du. Ich kann mir vorstellen, dass er in einer Frau das Gefühl erweckte, sie wäre eine Königin, die Lieblingsfrau des Maharadschas! Ich dachte immer, dass er in Brenda das Gefühl wachrief, sie sei eine aufregende, romantische Person. Er verstand es sein Leben lang, mit Frauen umzugehen, und das ist eine Kunst, die man nie verlernt, ganz gleich, wie alt man ist.«

Ich kam auf eine Bemerkung zurück, die mich beunruhigt hatte. »Warum sagtest du, du hättest Angst?«, fragte ich.

Sophia schauderte ein wenig und presste die Hände zusammen. »Es ist sehr wichtig, dass ich es dir verständlich mache«, antwortete sie leise. »Du musst wissen, Charles, wir sind eine merkwürdige Familie. Es ist viel Grausam-

keit in uns, verschiedene Arten von Grausamkeit. Gerade die verschiedenen Arten sind so schlimm.«

Offenbar spiegelte mein Gesicht Verständnislosigkeit; denn sie fuhr ganz konzentriert fort: »Ich will versuchen, mich klar auszudrücken. Großvater zum Beispiel. Als er uns einmal von seiner Jugend in Smyrna erzählte, erwähnte er ganz beiläufig, dass er zwei Männer erstochen habe. Es hatte eine Schlägerei gegeben – wegen irgendeiner angeblich unverzeihlichen Beleidigung, genau weiß ich es nicht mehr –, und das Ganze war für ihn durchaus natürlich. Er hatte es eigentlich längst vergessen. Aber irgendwie war es seltsam, so etwas ganz beiläufig in England zu hören.«

Ich nickte.

»Da hast du die eine Art. Und nun meine Großmutter. Ich erinnere mich nur dunkel an sie; aber es wurde viel von ihr gesprochen. Ich glaube, sie hatte jene Grausamkeit, die von völliger Fantasielosigkeit herrührt. All die Jäger-Vorfahren, die alten Generäle vom Niederknalltyp. Voller Selbstherrlichkeit und Anmaßung und ohne Verantwortungsgefühl, wenn es sich um Leben oder Tod handelt.«

»Ist das nicht etwas übertrieben?«

»Ja, vielleicht; aber vor diesem Typ hatte ich immer Angst. Er ist geradeheraus, doch grausam. Und dann meine Mutter. Sie ist Schauspielerin, sie ist sehr lieb; aber sie hat gar kein Gefühl für Proportionen. Sie gehört zu jenen unbewussten Egoisten, die die Dinge nur in Beziehung zu sich selbst sehen. Das ist manchmal erschreckend. Und dann ist da Clemency, Onkel Rogers Frau. Sie ist Wissenschaftlerin – sie gibt sich mit sehr wichtigen Untersuchungen ab –, und auch sie ist grausam auf eine kaltblütige, unpersönliche Art. Onkel Roger ist das genaue Gegenteil, der freundlichste, lebenswürdigste Mensch von der Welt; aber er ist jähzornig. Wenn er aus

irgendeinem Grund in Wut gerät, weiß er nicht, was er tut. Und Vater...«

Sie machte eine lange Pause. »Mein Vater hat fast zu viel Selbstbeherrschung. Man weiß nie, was er denkt. Er zeigt nie eine Gemütsbewegung. Vielleicht aus unbewusster Selbstverteidigung gegen Mutters Gefühlsorgien. Doch bisweilen macht mir das Kummer.«

»Mein liebes Kind«, fiel ich ein, »du regst dich ganz unnötig auf. Das Ende vom Lied ist, dass jeder eines Mordes fähig wäre.«

»Das stimmt. Auch ich.«

»Du nicht!«

»Doch, Charles, du kannst mit mir keine Ausnahme machen. Ich glaube, ich könnte jemanden ermorden...« Sie schwieg ein Weilchen und fügte dann hinzu: »Aber dann müsste es sich wirklich lohnen!«

Ich musste wider Willen lachen, und Sophia lächelte.

»Vielleicht bin ich eine Närrin«, sagte sie; »aber wir müssen die Wahrheit herausfinden. Wir müssen. Wenn es doch Brenda wäre...«

Ich empfand plötzlich Mitleid mit Brenda Leonides.

Eine große Gestalt kam mit forschem Schritt auf uns zu. Sie trug einen abgeschabten Filzhut, eine formlose Bluse und ein schlecht sitzendes Jerseykostüm.

»Tante Edith«, sagte Sophia.

Die Gestalt blieb ein paar Mal stehen und bückte sich zu einem Blumenbeet; dann gesellte sie sich zu uns. Ich stand auf.

»Darf ich dir Charles Hayward vorstellen, Tante Edith? Meine Tante, Miss de Haviland.«

Edith de Haviland war ungefähr siebenzig Jahre alt. Sie hatte dichtes, unordentliches graues Haar, ein wettergegerbtes Gesicht und einen klugen, durchdringenden Blick.

»Guten Tag«, begrüßte sie mich. »Ich hörte schon von Ihnen. Wie geht es Ihrem Herrn Vater?«

Etwas erstaunt antwortete ich, es gehe ihm gut.

»Ich kannte ihn, als er noch ein Kind war«, sagte Miss de Haviland. »Kannte auch seine Mutter sehr gut. Sie sehen ihr übrigens ähnlich. Wollen Sie uns helfen, oder ist das Gegenteil der Fall?«

»Ich hoffe, helfen zu können«, erwiderte ich leicht verlegen.

Sie nickte. »Wir können Hilfe brauchen. Das ganze Haus wimmelt von Polizeileuten. Ich liebe diese Sorte nicht. Ein Junge, der eine anständige Schule besucht hat,

geht nicht zur Polizei.« Sie wandte sich an Sophia: »Nannie fragte nach dir, Sophia. Wegen der Fische.«

»Ich werde telefonieren«, sagte Sophia und kehrte schnell zum Haus zurück. Miss de Haviland drehte sich um und ging mit mir langsam in dieselbe Richtung.

»Ich weiß nicht, was wir ohne unsere alte Nannie anfangen würden«, sagte sie. »Treu und fleißig. Ich habe sie vor vielen Jahren selbst angestellt.« Sie blieb stehen und zerrte wütend an einem Zweig. »Widerliches Zeug – Winden! Das schlimmste Unkraut, das es gibt! Umwickelt und erstickt alles. Und man kann es nicht richtig ausrotten, weil es sich unter der Erde verbreitet.« Mit dem Absatz zerdrückte sie zornig das Grünzeug. »Eine böse Sache, Charles Hayward«, sagte sie und blickte zum Haus hinüber. »Was hält die Polizei davon? Wahrscheinlich darf ich Sie das nicht fragen. Kommt mir seltsam vor, dass Aristide vergiftet worden sein soll. Überhaupt seltsam, dass er tot ist. Ich mochte ihn nie – nie! Aber ich kann mich nicht daran gewöhnen, dass er tot ist... Das Haus ist ohne ihn so leer.«

Ich sagte nichts. Trotz ihrer sachlich knappen Ausdrucksweise schien Edith de Haviland Erinnerungen nachzuhängen.

»Über vierzig Jahre lebe ich jetzt schon hier. Kam her, als meine Schwester starb. Er bat mich darum. Acht Kinder und das jüngste erst ein Jahr alt. Ich konnte sie doch nicht mit einem Halbwilden allein lassen, nicht wahr? Natürlich eine unmögliche Heirat. Ich dachte immer, er müsste Marcia verhext haben. Ein hässlicher, ordinärer Ausländer! Er ließ mir freie Hand, das muss ich zugeben. Kindermädchen, Erzieherinnen, Schulfragen. Und richtige gesunde Kindernahrung, nicht die scharf gewürzten Reisgerichte, die er immer aß.«

»Und seitdem sind Sie hier geblieben?«, murmelte ich.

»Ja. Eigentlich sonderbar. Ich hätte ja fortgehen können, als die Kinder erwachsen waren und heirateten... Ich glaube, der Garten hielt mich. Und dann Philip. Wenn ein Mann eine Schauspielerin heiratet, kann er kein Familienleben erwarten. Weiß nicht, warum Schauspielerinnen überhaupt Kinder haben. Sobald das Kind geboren ist, laufen sie davon und spielen an einem möglichst entfernten Ort Theater. Philip tat das einzig Vernünftige – zog mit seinen Büchern hierher.«

»Was tut denn Philip Leonides?«

»Schreibt Bücher. Weiß nicht, warum. Kein Mensch liest sie. Über lauter dunkle geschichtliche Einzelheiten. Sie haben wohl nie davon gehört?«

Ich musste es zugeben.

»Er hat eben zu viel Geld«, erklärte sie. »Die meisten Menschen müssen derartigen Unsinn aufgeben und den Lebensunterhalt verdienen.«

»Werden die Bücher nicht gekauft?«

»I wo. Er soll in Bezug auf gewisse historische Perioden eine Kapazität sein. Aber er braucht seine Bücher nicht zu verkaufen – Aristide setzte ihm eine fantastische Summe aus, ich glaube hunderttausend Pfund. Aristide machte alle finanziell unabhängig. Roger leitet eine große Lebensmittelfirma; Sophia bezieht eine schöne Rente. Das Geld der Kinder wird ordentlich verwaltet.«

»Von seinem Tod hat also niemand einen Gewinn?«

Sie warf mir einen seltsamen Blick zu.

»Doch, alle. Sie bekommen alle noch mehr Geld. Aber sie hätten es ohnehin erhalten, wenn sie ihn darum gebeten hätten.«

»Haben Sie eine Ahnung, Miss de Haviland, wer ihn vergiftet hat?«

»Nein, nicht die Spur. Die Sache regt mich sehr auf. Kein angenehmer Gedanke, dass ein Borgia im Hause

herumläuft. Ich glaube, die Polizei wird die arme Brenda drankriegen.«

»Meinen Sie, mit Recht?«

»Ich weiß es wirklich nicht. Sie kam mir immer sehr dumm und gewöhnlich vor – ziemlich farblos. Nicht meine Vorstellung von einer Giftmörderin. Aber wenn eine Vierundzwanzigjährige einen alten Mann heiratet, ist ja anzunehmen, dass sie es des Geldes wegen tut. Normalerweise konnte sie damit rechnen, in absehbarer Zeit eine reiche Witwe zu werden. Aber Aristide war sehr zäh. Sein Diabetes wurde nicht schlimmer. Er wirkte, als ob er hundert Jahre alt werden würde. Vielleicht hatte sie es satt zu warten.«

»In diesem Fall...«

»In diesem Fall«, fiel Miss de Haviland ein, »wäre alles mehr oder weniger in Ordnung. Das Gerede wäre natürlich ärgerlich. Aber sie gehört ja nicht zur Familie.«

»Sonst haben Sie keinen Verdacht?«

»Was für einen Verdacht sollte ich haben?«

Ich selbst hegte den Verdacht, dass unter dem abgeschabten Filzhut mehr vorging, als ich wusste. Die alte Dame hatte einen klugen Kopf. Ich überlegte, ob sie am Ende selbst als Mörderin in Betracht käme...

Unmöglich war das nicht. Im Geiste sah ich das Bild, wie sie mit rachsüchtiger Gründlichkeit die Winde zertrat. Und ich dachte an das Wort, das Sophia gebraucht hatte: *Grausamkeit*. Ich warf einen verstohlenen Blick auf Edith de Haviland.

Wenn sie einen Grund gehabt hätte... Aber was für einen Grund hätte Edith de Haviland haben können?

Um diese Frage zu beantworten, hätte ich sie besser kennen müssen.

Die Haustür stand offen. Wir betraten eine erstaunlich geräumige Halle, die mit dunkler Eiche und glänzendem Messing ausgestattet war. Im Hintergrund, wo man eine Treppe erwartet hätte, befand sich eine weiß getäfelte Wand mit einer Tür.

»Dort geht es zur Wohnung meines Schwagers«, sagte Miss de Haviland. »Im Erdgeschoss wohnen Philip und Magda.« Wir gingen durch eine Tür zur Linken in einen großen Salon mit hellblau getäfelten Wänden und brokatbezogenen Möbeln, wo auf jedem Tisch und an den Wänden Fotografien von Schauspielern und Tänzern sowie Bühnen- und Kostümbilder zu sehen waren. Ein Ballettbild von Degas hing über dem Kamin. Überall Massen von Blumen, riesige Chrysanthemen und große Vasen voller Nelken.

»Ich nehme an, dass Sie mit Philip sprechen möchten«, sagte Miss de Haviland.

Wollte ich mit Philip sprechen? Ich wusste es selbst nicht. Ich hatte eigentlich nur mit Sophia sprechen wollen. Das war geschehen. Sie hatte mich ermutigt, den Plan meines Vaters auszuführen, und war dann verschwunden, ohne mir auch nur angedeutet zu haben, wie ich vorgehen sollte. Sollte ich mich Philip Leonides als ein junger Mann nähern, der seine Tochter zu heiraten gedachte, oder als ein zufälliger Freund, der hereingeschneit war (in einem solchen Augenblick!) oder als Verbündeter der Polizei?

Miss de Haviland ließ mir keine Zeit, das Problem zu lösen.

»Wir wollen in die Bibliothek gehen«, bestimmte sie.

Sie führte mich durch einen Flur in einen großen Raum mit lauter Bücherregalen. Die Bücher standen nicht nur in den bis zur Decke reichenden Regalen, sondern lagen auch auf Tischen und Stühlen, sogar auf dem Fußboden. Dennoch wirkte das Ganze nicht unordentlich.

Es war kalt in dem Zimmer, roch nach alten Büchern und auch ein bisschen nach Bienenwachs. Einen bestimmten Geruch vermisste ich jedoch: Tabak. Philip Leonides war also offensichtlich Nichtraucher.

Bei unserem Eintritt stand er auf – ein großer Mann, etwa fünfzig Jahre alt, ein außergewöhnlich gut aussehender Mann. Alle hatten mit solchem Nachdruck Aristides Hässlichkeit betont, dass ich unwillkürlich angenommen hatte, auch sein Sohn müsste hässlich sein. Auf diese vollkommenen Züge war ich entschieden nicht gefasst – die gerade Nase, das makellose Oval des Kopfes, die wohl geformte Stirn, von der das angegraute blonde Haar zurückgekämmt war.

»Darf ich dich mit Charles Hayward bekannt machen, Philip?«, sagte Edith de Haviland.

Es ließ sich nicht erraten, ob er schon von mir gehört hatte. Die Hand, die er mir reichte, war kalt. Das Gesicht zeigte nicht die geringste Neugier. Geduldig und gleichgültig stand er da, sodass ich ganz nervös wurde.

»Wo sind die grässlichen Polizeileute?«, erkundigte sich Miss de Haviland. »Waren sie schon bei dir?«

»Ich glaube, Chefinspektor...«, er blickte auf die Karte, die auf seinem Schreibtisch lag, »Taverner wird gleich mit mir sprechen.«

»Wo steckt er denn jetzt?«

»Keine Ahnung, Tante Edith. Vermutlich oben.«

»Bei Brenda?«

»Ich weiß es wirklich nicht.«

Wenn man Philip Leonides betrachtete, schien es ganz unmöglich, dass in seiner Umgebung ein Mord verübt werden könnte.

»Ist Magda schon auf?«

»Weiß nicht. Sie steht ja fast nie vor elf auf.«

»Das sieht ihr ähnlich«, sagte Edith de Haviland.

Man hörte eine hohe Stimme, die sehr schnell redete und sich rasch näherte. Die Tür hinter mir öffnete sich, und Philip Leonides' Frau trat ein. Ich möchte wissen, wie sie es fertigbrachte, den Eindruck zu vermitteln, als seien drei Personen hereingekommen.

Sie rauchte eine Zigarette, die in einer langen Spitze steckte, und trug ein pfirsichfarbenes Seidennegligee, das sie mit der einen Hand zusammenhielt. Eine Kaskade von tizianrotem Haar ergoss sich über ihren Rücken. Ihr Gesicht hatte etwas erschreckend Nacktes wie bei vielen Frauen heutzutage, wenn sie nicht geschminkt sind. Ihre Augen waren sehr groß und grau. Sie sprach sehr schnell mit einer reizvoll heiseren Stimme und übertrieben deutlich.

»Ich kann es einfach nicht aushalten, Darling. In den Zeitungen steht noch nichts; aber natürlich werden sie es bringen. Und ich weiß nicht recht, was ich zu der gerichtlichen Untersuchung anziehen soll. Schwarz wohl nicht, vielleicht Dunkelblau? Wie ruhig du bist, Philip! Wie kann man nur so ruhig sein! Ist dir denn nicht klar, dass wir dieses grässliche Haus nun verlassen können? Freiheit – Freiheit! Natürlich wären wir bei ihm geblieben, solange er lebte. Er war ja so gut zu uns – trotz all der Zwietracht, die die Frau oben zwischen uns zu säen versuchte. Wenn wir fortgegangen wären und ihn ihr überlassen hätten, dann hätte er uns sicher enterbt. Ein schreckliches Ge-

schöpf. Übrigens, Philip, ich glaube, jetzt wäre eine wunderbare Gelegenheit, *Edith Thompson* zu spielen. Dieser Mord wird uns bekannt machen. Bildenstein sagte, er könne das Thespis-Theater bekommen – das traurige Versdrama über Bergleute wird bald abgesetzt –, und die Rolle der Edith Thompson ist himmlisch. Es heißt zwar immer, ich sollte wegen meiner Nase nur in Lustspielen auftreten; aber man kann auch der Edith Thompson einen komödiantischen Akzent geben – dem Autor ist das gar nicht klar –, und durch die komische Seite wird die Spannung nur erhöht. Ich weiß genau, wie man die Rolle spielen müsste, ordinär, dumm, scheinheilig und dann...«

Sie warf den Arm in die Höhe – die Zigarette fiel aus der Spitze auf Philips glänzende Schreibtischplatte und versengte sie. Ungerührt hob er sie auf und warf sie in den Papierkorb.

»Und dann«, flüsterte Magda Leonides mit weit aufgerissenen Augen, »dann Entsetzen...«

Etwa zwanzig Sekunden lang blieb der Schrecken auf ihrem Antlitz; dann entspannte sie sich, fiel in sich zusammen – ein verwirrtes Kind, das nahe daran war, in Tränen auszubrechen. Plötzlich war alle Gemütsbewegung wie mit einem Schwamm weggewischt; sie wandte sich an mich und fragte in sachlichem Ton: »Meinen Sie nicht auch, so müsste man die Edith Thompson spielen?«

Ich antwortete, genau so müsse man die Rolle spielen. Ich erinnerte mich nur sehr vage an das Stück, doch war ich darauf bedacht, Sophias Mutter nicht zu verärgern.

»Ein ähnlicher Typ wie Brenda, nicht wahr?«, sagte Magda zu ihrem Mann. »Das ist mir eben erst eingefallen. Sehr interessant. Soll ich den Inspektor darauf aufmerksam machen?«

»Es ist wirklich nicht nötig«, entgegnete er stirnrunzelnd, »dass du überhaupt mit ihm sprichst, Magda. Ich kann ihm alles sagen, was er wissen will.«

»Ich soll nicht mit ihm sprechen?« Ihre Stimme ging in die Höhe. »Aber natürlich muss ich mit ihm sprechen! Darling, du bist so entsetzlich fantasielos! Du machst dir nicht klar, wie wichtig Einzelheiten sind. Er wird genau wissen wollen, was man an Kleinigkeiten beobachtet hat, was einem sonderbar vorgekommen ist...«

»Mutter«, sagte Sophia, die durch die offene Tür eintrat, »du darfst dem Inspektor nicht lauter Lügen auftischen.«

»Sophia, mein Herz...«

»Ich weiß, du hast die Dekorationen aufgestellt und bist bereit, eine wunderschöne Vorstellung zu geben. Aber es ist alles falsch, ganz falsch.«

»Unsinn! Du ahnst ja nicht...«

»Doch. Du musst ganz anders spielen. Mit Sordine, mit ganz wenig Worten, zurückhaltend, vorsichtig, die Familie schützend.«

Magda Leonides' Gesicht zeigte die Verblüffung eines Kindes.

»Du glaubst doch nicht im Ernst...«

»Doch, doch. So wäre es richtig angelegt.« Sophia fügte hinzu, als sich ein kleines, wohlgefälliges Lächeln auf dem Gesicht ihrer Mutter auszubreiten begann: »Ich habe dir Schokolade gemacht. Sie steht im Salon.«

»Ach, herrlich! Ich bin sterbenshungrig.« In der Tür drehte Magda sich um. »Sie können sich nicht vorstellen...« Die Worte schienen an mich oder an das Bücherregal hinter mir gerichtet zu sein, »wie himmlisch es ist, eine Tochter zu haben!«

Mit diesem Satz trat sie ab.

»Der Himmel mag wissen«, seufzte Miss de Haviland, »was sie der Polizei sagen wird!«

»Mach dir keine Sorgen«, erwiderte Sophia. »Sie wird spielen, wie es der Regisseur ihr vorschreibt. Und der Regisseur bin ich!« Sie eilte ihrer Mutter nach, wirbelte

aber nochmal zurück, um zu verkünden: »Chefinspektor Taverner kommt, Vater. Du hast doch nichts dagegen, wenn Charles dabei ist?«

»Nein, nein«, murmelte er – wie mir schien, etwas unsicher.

Taverner verbreitete eine Atmosphäre geschäftsmäßiger Tüchtigkeit um sich, die irgendwie beruhigend wirkte. Er grüßte freundlich-gemessen und ließ sich gegenüber dem Schreibtisch nieder. Ich verkrümelte mich etwas abseits.

Miss de Haviland fragte schroff: »Mich brauchen Sie wohl nicht, Chefinspektor?«

»Vorläufig nicht. Wenn ich später noch kurz mit Ihnen sprechen darf...«

Sie ging hinaus und schloss die Tür hinter sich.

»Nun, Chefinspektor?«, sagte Philip.

»Ich weiß, Sie haben viel zu tun, und ich möchte Sie nicht lange aufhalten. Aber ich erwähne Ihnen gegenüber im Vertrauen, dass unser Verdacht sich bestätigt hat. Ihr Vater ist keines natürlichen Todes gestorben. Der Tod ist auf eine Überdosis Physostigmin, meist Eserin genannt, zurückzuführen.«

Philip senkte den Kopf. Er zeigte keine besondere Bewegung. »Meiner Ansicht nach hat sich mein Vater das Gift durch einen unglücklichen Zufall injiziert.«

»Glauben Sie das wirklich, Mr Leonides?«

»Ja, es scheint mir durchaus möglich. Er war nahe an die Neunzig, bedenken Sie, und er sah nicht mehr gut.«

»Folglich schüttete er die Augentropfen in eine Insulinflasche. Scheint Ihnen das wirklich glaubhaft, Mr Leonides?«

Philip antwortete nicht. Sein Gesicht wurde sogar noch steinerne.

Taverner fuhr fort: »Die leere Augentropfenflasche haben wir gefunden – im Abfalleimer. Ohne Fingerabdrücke. Das ist an und für sich merkwürdig. Normalerweise sollte sie Fingerabdrücke haben. Von Ihrem Vater, von Ihrer Stiefmutter oder von dem Diener...«

Philip Leonides blickte auf.

»Was ist mit dem Diener? Was ist mit Johnson?«

»Sie meinen, Johnson könnte die Tat begangen haben? Er hatte entschieden Gelegenheit. Aber wenn wir die Frage des Motivs betrachten, sieht die Sache anders aus. Ihr Vater zahlte ihm nicht nur jedes Jahr eine Gratifikation, sondern erhöhte diese auch Jahr für Jahr. Ihr Vater hatte ihm deutlich gesagt, dass er dafür im Testament nicht bedacht werden würde. Nach siebenjähriger Dienstzeit hatte die Gratifikation eine hübsche Höhe erreicht, und Johnson hatte gewiss alles Interesse daran, dass Ihr Vater möglichst lange lebte. Außerdem stand er ausgezeichnet mit ihm, und Johnsons Leumund als Diener ist untadelig. Johnson verdächtigen wir nicht.«

Philip gab tonlos zurück: »Ich verstehe.«

»Und nun, Mr Leonides, möchte ich Sie bitten, mir genau zu schildern, was Sie am Todestag Ihres Vaters getan haben.«

»Gern. Ich war den ganzen Tag hier, in diesem Zimmer, mit Ausnahme der Mahlzeiten natürlich.«

»Sahen Sie Ihren Vater?«

»Ich sagte ihm wie üblich nach dem Frühstück guten Morgen.«

»Waren Sie da mit ihm allein?«

»Meine... ähem... Stiefmutter war bei ihm.«

»Benahm er sich wie immer?«

Mit leichtem Spott gab Philip Bescheid: »Er schien keine Vorahnung zu haben, dass er an diesem Tage ermordet werden sollte.«

»Ist die Wohnung Ihres Vaters ganz getrennt von diesem Teil des Hauses?«

»Ja, man hat nur Zugang durch die Tür in der Halle.«

»Wird die Tür verschlossen?«

»Nein, nie.«

»Jeder konnte also ungehindert zu ihm gehen?«

»Gewiss.«

»Wer brachte Ihnen die Nachricht vom Tod Ihres Vaters?«

»Mein Bruder Roger, der den Westflügel des oberen Stocks bewohnt, kam heruntergelaufen und sagte, Vater hätte plötzlich einen Anfall. Er hätte Atembeschwerden und schein sehr krank zu sein.«

»Was taten Sie daraufhin?«

»Ich rief sofort den Arzt an, woran bis dahin offensichtlich niemand gedacht hatte. Der Arzt war nicht zuhause; aber ich ließ ihm ausrichten, er möchte so schnell wie möglich zu uns kommen. Dann lief ich hinauf. Es ging meinem Vater tatsächlich sehr schlecht. Er starb, bevor der Arzt eintraf.«

»Wo waren die übrigen Familienmitglieder?«

»Meine Frau war in London. Sophia war, glaube ich, auch nicht da. Eustace und Josephine waren daheim.«

»Hoffentlich missverstehen Sie mich nicht, Mr Leonides, wenn ich Sie frage, ob der Tod Ihres Vaters Ihre finanzielle Lage beeinflussen wird?«

»Ich verstehe durchaus, dass Sie das wissen müssen. Mein Vater sorgte schon vor vielen Jahren für unsere finanzielle Unabhängigkeit. Er machte meinen Bruder zum Vorsitzenden und Hauptaktionär der Lebensmittel-AG, seiner größten Firma, und überließ ihm die Leitung vollständig. Mir überschrieb er ein Vermögen, das seiner Ansicht nach dem Einkommen meines Bruders entsprach

– es waren Aktien und Wertpapiere im Wert von hundertfünfzigtausend Pfund, glaube ich –, sodass ich dieses Kapital verwenden konnte, wie ich wollte. Auch meinen beiden – mittlerweile verstorbenen – Schwestern setzte er damals sehr großzügig bemessene Summen aus.«

»Aber er blieb immer noch sehr wohlhabend?«

»Nein, für sich behielt er nur ein verhältnismäßig bescheidenes Einkommen. Er sagte, auf diese Weise hätte er noch einen Lebensinhalt. Seit damals wurde er dann...«, zum ersten Mal spielte ein schwaches Lächeln um Philips Lippen, »infolge verschiedener Unternehmungen noch reicher als zuvor.«

»Zogen Sie und Ihr Bruder wegen finanzieller Schwierigkeiten hierher?«

»O nein. Wir fanden es bequem und angenehm. Mein Vater hatte immer gesagt, dass wir in seinem Hause jederzeit willkommen wären. Aus verschiedenen familiären Gründen passte uns das gut.« Ungefragt fügte Philip hinzu: »Ich hing auch sehr an meinem Vater. Ich zog 1937 hierher. Ich bezahle keine Miete, beteilige mich aber an den Hypothekenzinsen.«

»Und Ihr Bruder?«

»Mein Bruder zog her, weil er 1943 in London ausgebombt wurde.«

»Nun, Mr Leonides, haben Sie eine Ahnung von den testamentarischen Verfügungen Ihres Vaters?«

»Ich kenne sie genau. Er machte 1946 ein neues Testament. Mein Vater kannte keine Geheimnisse vor uns, er besaß einen ausgeprägten Familiensinn. Wir trafen uns auf seine Bitte hin alle bei seinem Anwalt, der uns die testamentarischen Verfügungen erklärte. Ich nehme an, dass Sie über diese Verfügungen schon Bescheid wissen. Dr. Gaitskill wird Ihnen wohl gesagt haben, dass meine Stiefmutter, abgesehen von ihrer bei der Heirat festge-

setzten lebenslangen Rente, hunderttausend Pfund erhält. Das restliche Vermögen wird gedrittelt – ein Drittel geht an mich, eins an meinen Bruder, und eins wird für die drei Enkelkinder verwaltet. Der Gesamtbesitz ist sehr groß; aber die Erbschaftssteuern werden natürlich einen guten Teil verschlingen.«

»Und Legate für Angestellte oder Stiftungen?«

»Nichts dergleichen. Der Lohn der Angestellten wurde jedes Jahr erhöht, wenn sie blieben.«

»Fehlt es Ihnen vielleicht – verzeihen Sie die Frage, Mr Leonides – an Bargeld?«

»Die Steuern sind zwar eine Last, wie Sie selbst wissen werden, Chefinspektor, aber mein Einkommen reicht für meine Bedürfnisse. Außerdem beschenkte mein Vater uns alle immer wieder sehr großzügig, und wenn irgend ein Notfall eingetreten wäre, hätte er uns sofort geholfen.« Philip setzte kalt und klar hinzu: »Ich kann Ihnen versichern, dass ich aus finanziellen Gründen meinem Vater nicht den Tod zu wünschen brauchte.«

»Verzeihen Sie, aber ich muss den Dingen auf den Grund gehen. Leider kommen deshalb noch einige peinliche Fragen. Sie betreffen die Beziehung zwischen Ihrem Vater und seiner Frau. Standen sie gut miteinander?«

»Soviel ich weiß, ausgezeichnet.«

»Keine Streitigkeiten?«

»Ich glaube nicht.«

»Waren Sie einverstanden mit der zweiten Heirat Ihres Vaters?«

»Nach meinem Einverständnis wurde nicht gefragt.«

»Das ist keine Antwort, Mr Leonides.«

»Ich gestehe, dass ich die Heirat... unklug fand.«

»Machten Sie Ihrem Vater deshalb Vorhaltungen?«

»Als ich davon hörte, war es eine vollendete Tatsache.«

»Wohl ein Schrecken für Sie, wie?« Philip antwortete nicht.

»Wie gestaltete sich Ihre Beziehung zu Mrs Leonides?«

»Ausgezeichnet. Wir sehen uns allerdings selten.« Taverner wechselte das Thema.

»Können Sie mir etwas über Mr Laurence Brown sagen?«

»Leider nicht. Er wurde von meinem Vater angestellt.«

»Immerhin als Erzieher Ihrer Kinder, Mr Leonides.«

»Allerdings. Mein Sohn erkrankte an Kinderlähmung – zum Glück nicht allzu schwer –, und man hielt es für besser, ihn nicht zur Schule zu schicken. Mein Vater schlug vor, für ihn und meine jüngste Tochter Josephine einen Privatlehrer zu engagieren, und damals hatte man nur eine beschränkte Auswahl, weil nur Lehrer infrage kamen, die nicht militärpflichtig waren. Laurence Brown konnte gute Zeugnisse vorweisen, mein Vater und meine Tante, die immer für das Wohlergehen meiner Kinder gesorgt hatte, waren zufrieden, und ich stimmte zu. Ich möchte hinzufügen, dass er als Lehrer durchaus pflichtbewusst ist und nie zu Klagen Anlass gegeben hat.«

»Er wohnt nicht hier, sondern in der Wohnung Ihres Vaters, nicht wahr?«

»Dort ist mehr Platz.«

»Entschuldigen Sie die Frage – haben Sie jemals bemerkt, dass zwischen Laurence Brown und Ihrer Stiefmutter eine nähere Beziehung besteht?«

»Ich hatte keine Gelegenheit, etwas dergleichen zu bemerken.«

»Ist Ihnen irgendwelcher Klatsch dieser Art zu Ohren gekommen?«

»Ich gebe nichts auf Klatsch, Chefinspektor.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Sie sahen also nichts Böses, hörten nichts Böses und sagten nichts Böses?«

»Wenn Sie es so ausdrücken wollen, Chefinspektor.«

Taverner stand auf.

»Also«, sagte er, »meinen besten Dank, Mr Leonides.«

Ich verließ das Zimmer unauffällig mit ihm.

»Hu!«, stieß er hervor. »Was für ein kalter Fisch!«

»Und jetzt wollen wir mit Madame Philip sprechen«, sagte Taverner. »Mit Magda West, wie ihr Bühnenname lautet.«

»Ist sie eine gute Schauspielerin?«, fragte ich. »Ich kenne ihren Namen und habe sie, glaube ich, auch schon öfter gesehen; aber ich erinnere mich nicht, wann und wo.«

»Sie gehört zu den Beinahe-Prominenten«, erwiderte Taverner. »Sie spielte im Westend ein- oder zweimal eine große Rolle; aber im Allgemeinen tritt sie nur in den kleinen literarisch anspruchsvollen Theatern und in Wohltätigkeitsvorstellungen auf. Das liegt wohl daran, dass sie nicht aufs Verdienen angewiesen ist. Sie kann sich ihre Rollen aussuchen und sogar die Aufführung eines Stückes finanzieren, wenn sie findet, dass eine gute Rolle drin ist – meist eignet sie sich dann gerade für *diese*. Das Ergebnis ist, dass man sie zu den Dilettanten zählt. Sie ist gut, wohlgemerkt, vor allem in Lustspielen; aber die Theaterdirektoren lieben sie nicht sehr – sie sagen, sie sei zu unabhängig und mache immer Stunk. Ich weiß nicht, wie weit das zutrifft. Jedenfalls ist sie bei ihren Kollegen nicht allzu beliebt.«

Sophia kam aus dem Salon und sagte: »Meine Mutter ist hier, Chefinspektor.«

Ich folgte Taverner in den großen Salon. Im ersten Augenblick erkannte ich die Frau kaum wieder, die da auf dem Brokatsofa saß. Das tizianrote Haar war zu einer hohen Frisur aufgetürmt, und sie trug ein gut geschnittenes dunkelgraues Jackenkleid mit einer zart gefälten

blaugrünen Bluse, an der eine kleine Kameenbroche steckte. Zum ersten Mal fiel mir ihr entzückendes Stupsnäschen auf.

»Chefinspektor Taverner?«, rief sie. »Kommen Sie und setzen Sie sich. Möchten Sie rauchen? Eine schreckliche Sache. Ich kann es einfach nicht fassen.« Sie sprach leise und ausdruckslos wie ein Mensch, der beschlossen hat, um jeden Preis die Selbstbeherrschung zu bewahren. »Sagen Sie mir bitte, ob ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann.«

»Vielen Dank, Mrs Leonides. Wo befanden Sie sich zur Zeit der Tragödie?«

»Wahrscheinlich gerade auf der Heimfahrt von London. Ich hatte an dem Tag mit einer Freundin im Ivy zu Mittag gegessen. Danach gingen wir zu einer Modenschau. Zusammen mit einigen Bekannten tranken wir noch etwas im Berkeley. Mein Schwiegervater hatte inzwischen einen Anfall gehabt. Als ich heimkam, war er... tot.« Ihre Stimme zitterte ein wenig.

»Hatten Sie Ihren Schwiegervater gern?«

»Sehr.« Ihre Stimme hob sich. Sophia rückte vorsichtig den Degas gerade. Magdas Stimme nahm wieder den gedämpften Ton an. »Ich hatte ihn sehr gern«, sagte sie mit ruhiger Stimme. »Wir hatten ihn alle sehr gern. Er war... sehr gut zu uns.«

»Kamen Sie mit Mrs Leonides gut aus?«

»Wir sahen Brenda nicht sehr oft.«

»Warum nicht?«

»Ach, wir hatten nicht viel gemein. Die arme, liebe Brenda. Das Leben muss manchmal hart gewesen sein für sie.«

Wieder machte sich Sophia am Degas zu schaffen.

»Inwiefern?«

»Ach, ich weiß nicht.«

Mit einem kleinen Lächeln schüttelte Magda den Kopf.

»War Mrs Leonides glücklich mit ihrem Mann?«

»Oh, ich glaube.«

»Keine Streitigkeiten?«

Abermals das Kopfschütteln mit dem kleinen Lachen.

»Das weiß ich wirklich nicht. Unsere Wohnungen liegen ziemlich weit auseinander.«

»Sie war sehr freundlich zu Mr Brown, nicht wahr?«

Magda Leonides wurde steif. Aus großen Augen blickte sie Taverner vorwurfsvoll an. Würdevoll antwortete sie: »Solche Fragen dürfen Sie nicht stellen. Brenda ist zu allen Menschen freundlich. Sie ist wirklich sehr liebenswürdig.«

»Mögen Sie Mr Brown?«

»Er ist sehr ruhig und recht nett; aber man bemerkt ihn kaum. Ich habe nie viel von ihm gesehen.«

»Ist er als Lehrer gut?«

»Ich denke. Das weiß ich wirklich nicht. Mein Mann scheint mit ihm zufrieden zu sein.«

Taverner versuchte es mit der Schocktaktik.

»Entschuldigen Sie die Frage – bestand zwischen Mr Brown und Mrs Brenda Leonides ein Liebesverhältnis?«

Magda erhob sich – jeder Zoll eine Dame.

»Ich habe nie etwas bemerkt, das darauf hindeutete. Ich finde wirklich, dass Sie mir solche Fragen nicht stellen sollten. Sie war die Frau meines Schwiegervaters.«

Taverner erhob sich ebenfalls.

»Das sind wohl eher Fragen für die Dienerschaft?«

Magda antwortete nicht.

»Ich danke Ihnen, Mrs Leonides«, sagte er und ging hinaus.

»Das hast du ausgezeichnet gemacht«, sagte Sophia herzlich zu ihrer Mutter.

»Ja.... ich glaube, so war es richtig gespielt«, nickte Magda.

Sophia sah mich an.

»Musst du nicht mit dem Inspektor gehen?«

»Sag mal, Sophia, was soll ich eigentlich...« Ich stockte. Ich konnte vor ihrer Mutter nicht unumwunden fragen, was für eine Rolle ich eigentlich spielen sollte. Magda Leonides hatte mich bis jetzt, abgesehen von ihrem Schlusssatz vor dem Abgang, überhaupt nicht beachtet. Ob ich nun ein Reporter war, der Verlobte ihrer Tochter, ein dunkles Anhängsel der Polizei oder gar ein Leichenbitter – Magda Leonides hätte sie alle unter den Generalnenner »Zuschauer« subsumiert.

Mrs Leonides betrachtete missbilligend ihre Füße und sagte unzufrieden: »Die Schuhe passen nicht. Zu frivol.«

Ich gehorchte Sophias gebieterischer Handbewegung und eilte Taverner nach. In der vorderen Halle holte ich ihn ein, als er gerade durch die Tür zur Treppe ging.

»Ich will jetzt mit dem älteren Bruder sprechen«, erklärte er. Ohne alle Umstände unterbreitete ich ihm meine Sorgen.

»Sagen Sie, Taverner, was stelle ich hier eigentlich vor?«

Er machte ein erstauntes Gesicht.

»Ja, was soll ich hier tun? Wenn man mich fragt, was kann ich dann antworten?«

»Ach so.« Er überlegte einen Augenblick. Dann lächelte er. »Hat man Sie schon gefragt?«

»Nein.«

»Dann belassen Sie es doch dabei. Nie Erklärungen abgeben. Das ist ein guter Leitspruch. Vor allem in einem Hause, wo ein solches Durcheinander herrscht wie hier.

Alle sind von ihren eigenen Sorgen und Ängsten so in Anspruch genommen, dass sie keine Lust haben, groß Fragen zu stellen. Sie nehmen Sie als selbstverständlich hin, solange Sie Sicherheit zeigen. Es ist ein großer Fehler, etwas zu sagen, wenn es nicht nötig ist. So, jetzt gehen wir die Treppe hinauf. Sicher ist Ihnen klar, dass meine Verhöre reiner Humbug sind. Es spielt gar keine Rolle, wer im Hause war und wer nicht, oder wo sich alle an dem betreffenden Tag befanden...«

»Aber warum...«

»Auf diese Weise habe ich Gelegenheit, mir von allen ein Bild zu machen, sie anzuhören, und ich hoffe, dass ich dabei zufällig einen nützlichen Wink erhalte. Ich wette, dass zum Beispiel Mrs Magda Leonides eine Menge sagen könnte, wenn sie wollte.«

»Wäre sie glaubwürdig?«, fragte ich.

»O nein. Aber sie würde vielleicht einen Hinweis auf die mögliche Richtung der Untersuchung geben. Jeder hier im Hause hatte Mittel und Gelegenheit. Was mir fehlt, ist ein Motiv.«

Die Treppe endete bei einer Tür mit Messingklopper, den Taverner pflichtschuldigst in Bewegung setzte. Die Tür wurde mit erschreckender Promptheit von einem Mann geöffnet, der gerade dahinter gestanden haben musste. Es war ein vierschrotiger Riese mit kräftigen Schultern, wirrem dunklem Haar und auffallend hässlichem, doch recht sympathischem Gesicht. Er sah uns an und blickte dann auf jene verlegene Art gleich wieder weg, die man bei schüchternen, aber ehrlichen Menschen oft beobachten kann.

»Oh, treten Sie doch ein«, sagte er. »Ich wollte gerade weggehen; aber das macht nichts. Darf ich Sie ins Wohnzimmer bitten? Ich rufe meine Frau. Ach, da bist du ja schon, meine Liebe. Chefinspektor Taverner ist gekommen. Sind Zigaretten da? Warten Sie, ich hole schnell

welche.« Er stieß mit einem Wandschirm zusammen, sagte verwirrt »O Pardon« zu ihm und ging hinaus. Es war, als hätte sich eine Hummel entfernt, die eine spürbare Stille zurücklässt.

Clemency Leonides erhob sich am Fenster. Ihre Persönlichkeit beeindruckte mich ebenso wie die Atmosphäre des Zimmers, der sie offenbar ihren Stempel aufgedrückt hatte.

Die Wände waren weiß, ganz weiß, nicht etwa elfenbeinfarben. Nur über dem Kamin hing ein einziges Bild, eine geometrische Fantasie in dunkelgrauen und marineblauen Dreiecken. Auch die Möbel waren spärlich, bloß was man unbedingt brauchte: vier Stühle, ein Tisch mit Glasplatte, ein kleines Bücherregal. Kein Zierrat. Weite, Licht und Luft bestimmten den Raum, der sich von dem mit Brokat und Blumen geschmückten Salon im Erdgeschoss stark unterschied. Und Clemency Leonides unterschied sich von Magda Leonides in ebenso auffälliger Weise. Bei Magda hatte man das Gefühl, sie könnte mindestens ein halbes Dutzend Frauen sein; Clemency Leonides konnte bestimmt nur sie selbst sein. Sie war eine Frau von ausgeprägter Persönlichkeit.

Ich schätzte sie auf etwa fünfzig Jahre. Ihr graues Haar war fast männlich kurzgeschnitten; aber diese Frisur, die ich immer hässlich gefunden hatte, stand ihrem wohl geformten Kopf sehr gut. Sie hatte ein intelligentes, empfindsames Gesicht mit hellgrauen Augen von besonderer, forschender Intensität. Sie trug ein einfaches dunkelblaues Wollkleid, das ihre schlanke Figur sehr gut zur Geltung brachte.

Ich hielt sie für eine ungewöhnliche Frau; zumindest vermutete ich, dass ihre Lebensanschauungen von denen gewöhnlicher Frauen abwichen. Ich begriff sofort, weshalb Sophia das Wort »Grausamkeit« mit ihr in Zusam-

menhang gebracht hatte. Das Zimmer war kalt, und ich fröstelte ein wenig.

Clemency sagte ruhig, nachdem Taverner mich vorgestellt hatte: »Nehmen Sie bitte Platz. Gibt es etwas Neues, Chefinspektor?«

»Es steht nun fest, dass eine Eserinvergiftung vorliegt.«

Sie antwortete nachdenklich: »Also Mord. Oder könnte es doch ein Unfall gewesen sein?«

»Nein, Mrs Leonides.«

»Gehen Sie mit meinem Mann bitte behutsam um, Chefinspektor. Er liebte seinen Vater über alles, und er ist außerordentlich sensibel.«

»Standen Sie gut mit Ihrem Schwiegervater, Mrs Leonides?«

»Ja, recht gut.« Sie fügte gelassen hinzu: »Ich mochte ihn allerdings nicht sehr.«

»Warum nicht?«

»Ich schätzte seine Lebensanschauung nicht, ebenso wenig seine praktischen Folgerungen.«

»Und Mrs Brenda Leonides?«

»Brenda? Ich sah nicht viel von ihr.«

»Halten Sie es für möglich, dass zwischen ihr und Laurence Brown eine besondere Beziehung bestand?«

»Meinen Sie eine Liebesbeziehung? Das glaube ich nicht. Aber im Grunde wüsste ich nichts davon.«

Roger Leonides kam geräuschvoll zurück, und wieder wirkte er wie eine Hummel.

»Entschuldigung, ich wurde aufgehalten«, sagte er. »Telefon. Nun, gibt's etwas Neues? Woran ist mein Vater gestorben?«

»An einer Eserinvergiftung.«

»Tatsächlich? Mein Gott! Dann war es dieses Weibsbild! Sie konnte nicht warten! Er holte sie mehr oder weniger aus der Gosse, und das ist der Dank. Sie brachte ihn kaltblütig um! Himmel, es kocht in mir, wenn ich daran denke.«

»Haben Sie einen besonderen Grund für diese Annahme?«, forschte Taverner.

Roger ging auf und ab und wühlte mit beiden Händen in seinem Haar.

»Einen Grund? Wer könnte es denn sonst getan haben? Ich habe ihr nie über den Weg getraut, habe sie nie gemocht! Keiner von uns mochte sie. Philip und ich, na, wir waren beide entsetzt, als Dad eines Tages heimkam und uns mitteilte, dass er sie geheiratet hatte. In seinem Alter! Es war Wahnsinn, reiner Wahnsinn. Mein Vater war ein erstaunlicher Mann, Chefinspektor. Geistig war er so jung und frisch wie ein Vierzigjähriger. Alles, was ich bin und habe, verdanke ich ihm. Er tat alles für mich, ließ mich nie im Stich. Aber ich ließ ihn im Stich... wenn ich daran denke...«

Schwerfällig sank er auf einen Stuhl.

Seine Frau trat zu ihm.

»Sei still, Roger. Du regst dich unnötig auf.«

»Ich weiß, Liebes, ich weiß.« Er nahm ihre Hand. »Aber wie kann ich gegen das Gefühl an...«

»Du musst dich beruhigen, Roger, Chefinspektor Taverner braucht unsere Hilfe.«

»Das stimmt, Mrs Leonides«, warf Taverner ein.

»Wissen Sie, was ich am liebsten täte?«, rief Roger. »Ich möchte das Weib mit meinen eigenen Händen erwürgen. Dem alten Mann die letzten Lebensjahre zu stehlen... Wenn sie hier wäre...« Er sprang auf, bebend vor Wut. »Ja, ich würde ihr den Hals umdrehen...«

»Roger!«, sagte Clemency schneidend.

»Verzeihung. Meine Gefühle gehen mit mir durch. Ich... ich bitte, mich zu entschuldigen...«

Er ging wieder hinaus.

Clemency sagte mit einem schwachen Lächeln: »In Wirklichkeit könnte er keiner Fliege etwas zu Leide tun.«

Taverner stellte seine Routinefragen, die Clemency gewissenhaft beantwortete.

Roger Leonides sei an dem fraglichen Tag in London gewesen, im Zentralbüro der Lebensmittel-AG. Er sei am frühen Nachmittag heimgekehrt und dann, seiner Gewohnheit entsprechend, eine Weile bei seinem Vater gewesen. Sie selbst habe sich wie gewöhnlich im Lambertinstitut an der Gower Street aufgehalten, wo sie arbeitete. Sie sei kurz vor sechs nachhause gekommen.

»Sahen Sie Ihren Schwiegervater?«

»Nein. Am Tag vorher sah ich ihn zum letzten Mal. Da tranken wir nach dem Essen zusammen Kaffee.«

»Sie sahen ihn also an seinem Todestag überhaupt nicht?«

»Nein. Ich ging zwar in seine Wohnung, weil mein Mann dachte, er hätte seine Pfeife dort liegen gelassen – eine sehr kostbare Pfeife –, aber ich entdeckte sie gleich im Flur, sodass ich den alten Herrn nicht zu stören brauchte. Gegen sechs Uhr machte er oft ein Schläfchen.«

»Wann hörten Sie von seinem schlechten Befinden?«

»Brenda kam herüber. Das war kurz nach halb sieben.«

Diese Fragen waren, wie ich wusste, unwichtig; doch ich merkte, wie scharf Taverner die Verhörte beobachtete. Er erkundigte sich noch nach ihrer Arbeit in London. Sie sagte, sie befasse sich mit den Strahlungseffekten der Kernspaltung.

»Im Grunde hängt Ihre Arbeit also mit der Atombombe zusammen?«

»Meine Arbeit hat nichts mit Zerstörung zu tun. Das Institut beschäftigt sich mit Experimenten in Bezug auf therapeutische Wirkungen.«

Taverner stand auf und drückte den Wunsch aus, die Wohnung anzusehen. Clemency schien leicht überrascht zu sein, erklärte sich aber sofort bereit, sie ihm zu zeigen. Auch das Schlafzimmer mit dem Doppelbett, den weißen Bettdecken und der übrigen einfachen Einrichtung erinnerte mich an ein Krankenzimmer oder eine Mönchszelle. Das Badezimmer enthielt ebenfalls keinerlei Luxus und nicht die Spur von Kosmetika. Die Küche war kahl, fleckenlos sauber und mit arbeitssparenden, praktischen Geräten ausgerüstet. Dann kamen wir zu einer Tür, die Clemency mit den Worten öffnete:

»Das ist das Zimmer meines Mannes.«

»Kommen Sie herein«, rief Roger von drinnen.

Unwillkürlich atmete ich erleichtert auf. Die fleckenlose Sachlichkeit der übrigen Räume hatte mich irgendwie deprimiert. Dies aber war ein durchaus persönliches Zimmer. Da gab es einen großen Schreibtisch, auf dem Papiere, alte Pfeifen und Asche unordentlich herumlagen. Da gab es große, abgeschabte Sessel. Perserteppiche bedeckten den Fußboden. An den Wänden hingen etwas verblasste Gruppenfotos: Schulklassen, Cricketmannschaften, Militäreinheiten, außerdem Aquarellskizzen: Wüstenlandschaften und Minarette, Segelboote, Meerestimmungen und Sonnenuntergänge. Irgendwie war es ein angenehmer Raum, das Zimmer eines lebenswürdigen, freundlichen, geselligen Menschen.

Roger fegte von einem Sessel Bücher und Papiere hinunter und entnahm einer kleinen Hausbar einige Gläser, die er mit ungeschickter Hand füllte.

»Hier ist ein ziemliches Durcheinander. Ich räume gerade auf und ordne alte Papiere«, sagte er. Der Inspektor lehnte das angebotene Glas ab; ich nahm an. »Entschul-

digen Sie mein Benehmen vorhin«, fuhr Roger fort. »Meine Gefühle sind mit mir durchgegangen.« Er blickte sich beinahe schuldbewusst um; aber Clemency war nicht mit hereingekommen.

»Meine Frau ist wundervoll«, sagte er. »Die ganze Zeit hat sie sich wundervoll verhalten. Ich bewundere sie zutiefst. Dabei hat sie es so schwer gehabt. Ich meine vor unserer Ehe. Ihr erster Mann war ein feiner Mensch, aber körperlich sehr anfällig – tuberkulös. Er beschäftigte sich mit wertvoller Forschungsarbeit auf dem Gebiet der Kristallografie, die schlecht bezahlt wurde und sehr anstrengend war; doch er wollte sie nicht aufgeben. Clemency rackerte sich für ihn ab, im Grunde erhielt sie ihn, und sie wusste, dass er vom Tod gezeichnet war. Aber nie klagte sie, immer sagte sie, sie sei glücklich. Als er dann starb, brach sie völlig zusammen. Schließlich willigte sie ein, mich zu heiraten. Ich war so glücklich, ihr Ruhe und etwas Glück geben zu können, und ich wünschte, dass sie nicht mehr arbeitete; aber während des Krieges hielt sie es für ihre Pflicht, die Arbeit nicht aufzugeben, und sie scheint immer noch zu finden, dass sie weiterarbeiten müsse. Ja, sie ist eine wundervolle Frau, die wundervollste Frau, die es gibt. Himmel, hab ich ein Glück gehabt! Ich würde alles für sie tun.«

Taverner gab eine passende Antwort. Dann spulte er wieder seine Routinefragen ab:

»Wann hörten Sie vom schlechten Befinden Ihres Vaters?«

»Brenda kam herüber, um mich zu rufen. Sie sagte, mein Vater hätte einen Anfall. Ungefähr eine halbe Stunde vorher war ich erst bei ihm gewesen. Da war er noch durchaus wohlauf. Ich lief schnell zu ihm. Er war blau im Gesicht und atmete schwer. Ich stürzte zu meinem Bruder, der den Arzt anrief. Ich... wir konnten nichts tun. Natürlich kam es mir keinen Augenblick in den Sinn, dass

etwas Komisches vorliegen könnte. Etwas Komisches? Sagte ich: etwas Komisches? Himmel, wie kann man nur in diesem Zusammenhang ein solches Wort in den Mund nehmen!«

Mit einiger Mühe lösten wir uns aus der gefühlsgeladenen Atmosphäre dieses Zimmers, und dann standen wir wieder vor der Wohnungstür auf dem Treppenabsatz.

»Puh!«, stieß Taverner hervor. »Was für unterschiedliche Brüder!« Etwas zusammenhanglos fügte er hinzu: »Zimmer sind seltsam. Sie erzählen eine ganze Menge über ihre Bewohner.«

Ich stimmte ihm zu, und er fuhr fort: »Seltsam auch, was für Menschen einander heiraten, nicht wahr?«

Ich wusste nicht recht, ob sich seine Worte auf Clemency und Roger oder auf Magda und Philip bezogen. Sie passten auf beide Paare. Doch schien mir auch, dass man beide Ehen zu den glücklichen zählen könnte – vor allem die von Roger und Clemency.

»Ich würde Roger Leonides nicht für einen Giftmörder halten«, sagte Taverner. »Allerdings kann man nie wissen. Der Frau würde ich's eher zutrauen. Kennt keine Nachsicht. Ist vielleicht ein bisschen verrückt.«

Wieder stimmte ich zu. »Aber ich glaube nicht«, schränkte ich ein, »dass sie einen Menschen ermorden würde, nur weil sie andere Anschauungen hat. Wenn sie den Alten wirklich gehasst hätte... aber kommt es überhaupt vor, dass ein Mord nur aus reinem Hass verübt wird?«

»Sehr selten«, antwortete Taverner. »Ich selbst habe noch keinen solchen Fall erlebt. Nein, wir tun wohl besser daran, uns an Mrs Brenda Leonides zu halten. Der Himmel mag wissen, ob wir jemals einen Beweis finden werden.«

**E**in Dienstmädchen öffnete uns die Tür des gegenüberliegenden Flügels. Es sah erschrocken, aber auch leicht verächtlich aus, als es Taverner erblickte.

»Möchten Sie Mrs Leonides sprechen?«

»Ja, bitte.«

Das Mädchen führte uns in einen großen Salon und entfernte sich.

Der Raum entsprach in seinen Größenverhältnissen dem Salon im unteren Stock. Hier gab es bunten, sehr fröhlichen Möbelkattun und gestreifte Seidenvorhänge. Über dem Kamin hing ein Porträt, das meinen Blick gefangen hielt, nicht nur weil es von Meisterhand gemalt war, sondern weil das Gesicht des Porträtierten mich fesselte.

Es war das Porträt eines kleinen, alten Mannes mit dunklen, durchdringenden Augen. Er trug ein schwarzes Samtkäppchen, und sein Kopf war zwischen die Schultern gesunken; aber der Mann strahlte sogar von der Leinwand Vitalität und Kraft aus. Die zwinkernden Augen schienen mich festzuhalten.

»Das ist er«, sagte Taverner. »Gemalt von Augustus John. Eine Persönlichkeit, was?«

»Ja«, pflichtete ich ihm bei, und ich verstand jetzt, wieso Edith de Haviland das Haus ohne ihn leer fand. Dies war der »krumme Mann«, der das »kleine, krumme Haus« gebaut hatte, und ohne ihn hatte das »kleine, krumme

Haus« seine Bedeutung verloren. »Das dort ist seine erste Frau, gemalt von Sargent«, erklärte mir Taverner.

Ich betrachtete das Bild zwischen den Fenstern. Es hatte eine gewisse Grobheit wie viele Porträts von Sargent. Das Gesicht war übertrieben lang, sodass es pferdeähnlich wirkte. Es war das Porträt einer typischen englischen Landedelfrau. Schön, aber etwas unlebendig. Sie schien nicht gerade zu dem lächelnden, kraftvollen kleinen Despoten über dem Kamin zu passen.

Die Tür öffnete sich, und Sergeant Lamb trat ein.

»Ich habe die Hausangestellten verhört, Chefinspektor«, meldete er, »hat aber nichts gebracht.«

Taverner seufzte.

Sergeant Lamb zog sein Notizbuch hervor und ließ sich unauffällig im Hintergrund des Zimmers nieder.

Wieder wurde die Tür geöffnet, und Aristides zweite Frau kam herein.

Sie trug ein kostbares Trauerkleid, das bis zum Hals geschlossen war und lange Ärmel hatte. Es stand ihr entschieden, und sie bewegte sich leicht und nachlässig. Ihr Gesicht war recht hübsch, und sie hatte schönes braunes Haar, das etwas auffallend frisiert war. Trotz Puder, Rouge und Lippenstift merkte man, dass sie geweint hatte. Um den Hals trug sie eine wertvolle Perlenkette, an der einen Hand einen großen Smaragdring, an der andern einen riesigen Rubin.

Noch etwas fiel mir an ihr auf: Sie sah ängstlich aus.

»Guten Morgen, Mrs Leonides«, begrüßte Taverner sie. »Es tut mir leid, dass ich Sie nochmal stören muss.«

Tonlos erwiderte sie: »Das lässt sich wohl nicht ändern.«

»Wenn Sie die Anwesenheit Ihres Anwalts wünschen, Mrs Leonides, so steht dem nichts im Wege.«

Ich fragte mich, ob sie die Bedeutung dieser Worte begriff. Anscheinend nicht. Sie antwortete nur ein wenig verdrossen: »Ich mag Dr. Gaitskill nicht. Ich will ihn nicht hierhaben.«

»Wollen wir dann anfangen?«

Sergeant Lamb zückte seinen Bleistift. Brenda Leonides setzte sich Taverner gegenüber auf ein Sofa.

»Haben Sie etwas herausgefunden?«, fragte sie. Ich merkte, dass ihre Finger unruhig mit einer Chiffonfalte des Kleides spielten.

»Es steht endgültig fest, dass Ihr Gatte an einer Eserinvergiftung gestorben ist. Mit der letzten Spritze, die Sie ihm gaben, injizierten Sie ihm Eserin und nicht Insulin.«

»Aber das wusste ich nicht. Damit habe ich wirklich nichts zu tun!«

»Dann muss irgendjemand das Insulin absichtlich mit den Augentropfen vertauscht haben.«

»Wie abscheulich! Könnte es nicht ein unglücklicher Zufall gewesen sein? Vielleicht... vielleicht wollte man einen Spaß machen?«

»Das glauben wir nicht«, gab Taverner sanft zurück.

»Es muss einer der Angestellten gewesen sein. Niemand sonst könnte es getan haben.«

»Sind Sie da so sicher, Mrs Leonides? Denken Sie einmal nach. Kommt Ihnen kein Verdacht? Gab es nicht irgendwelche Spannungen oder Reibereien?«

Mit großen trotzigen Augen sah sie ihn an.

»Ich weiß von nichts.«

»Sie waren an dem Nachmittag im Kino, nicht wahr?«

»Ja, ich kam um halb sechs nachhause – da war es Zeit für das Insulin. Ich gab ihm die Spritze genau wie immer, und dann wurde er... wurde er ganz sonderbar. Ich be-

kam einen Schrecken und lief zu Roger – das erzählte ich Ihnen ja schon. Muss ich es wiederholen?»

Ihre Stimme ging aufgeregt in die Höhe.

»Ich bitte um Entschuldigung. Kann ich jetzt mit Mr Brown sprechen?»

»Mit Laurence? Warum denn? Er weiß doch gar nichts von der Sache.«

»Ich möchte trotzdem mit ihm sprechen.«

Sie blickte ihn argwöhnisch an.

»Eustace hat gerade bei ihm Lateinstunde. Soll er hierher kommen?»

»Nein, wir werden zu ihm gehen.«

Taverner ging schnell hinaus. Lamb und ich folgten ihm. Er führte uns über ein paar Stufen und dann durch einen Flur in ein großes Zimmer, das nach dem Garten hinauslag. Hier saßen ein blonder, ungefähr dreißigjähriger Mann und ein hübscher, dunkler Junge von sechzehn Jahren an einem Tisch. Bei unserem Eintritt schauten beide auf. Sophias Bruder musterte mich, Laurence Brown starrte Taverner entsetzt an.

Noch nie hatte ich einen so völlig von Furcht gelähmten Menschen gesehen. Er stand auf und setzte sich wieder. Seine Stimme quietschte geradezu, als er sagte: »Oh... guten Morgen, Chefinspektor.«

»Guten Morgen.« Taverner war kurz angebunden. »Kann ich mit Ihnen sprechen?»

»Ja, natürlich. Mit dem größten Vergnügen. Wenigstens...« Eustace erhob sich.

»Soll ich gehen?»

In seiner angenehmen Stimme schwang ein leicht arroganter Unterton.

»Wir... wir können später fortfahren«, sagte der Lehrer.

Eustace hinkte zur Tür. Bevor er hinausging, warf er mir einen Blick zu, fuhr sich mit dem Zeigefinger über die Kehle und feixte. Dann schloss er die Tür hinter sich.

»Also, Mr Brown«, begann Taverner, »es gibt keinen Zweifel mehr. Leonides ist an einer Eserinvergiftung gestorben.«

»Ich... heißt das, er wurde wirklich vergiftet? Ich hatte gehofft...«

»Er wurde vergiftet«, fiel Taverner kurz ein. »Jemand vertauschte die Augentropfen mit dem Insulin.«

»Ich kann es nicht glauben... es ist unfassbar.«

»Die Frage ist, wer hatte ein Motiv?«

»Niemand. Gar niemand!«

Der junge Mann schrie beinahe.

»Wünschen Sie die Anwesenheit eines Anwalts?«

»Ich habe keinen Anwalt. Ich will keinen. Ich habe nichts zu verbergen... nichts.«

»Es ist Ihnen klar, dass Ihre Aussagen protokolliert werden?«

»Ich bin unschuldig, ich versichere Ihnen, ich bin unschuldig.«

»Mrs Leonides war viel jünger als ihr Mann, nicht wahr?«

»Ich... ich glaube... ich meine... o ja.«

»Sie muss sich manchmal ziemlich einsam gefühlt haben?«

Laurence Brown antwortete nicht. Er befeuchtete sich die trockenen Lippen.

»Ich würde es ganz natürlich finden, wenn zwischen Ihnen beiden eine Zuneigung entstanden wäre.«

Der junge Mann widersprach heftig.

»Das stimmt nicht! Das stimmt nicht! Ich weiß, was Sie denken; aber das stimmt nicht! Mrs Leonides war immer sehr freundlich zu mir, und ich hatte die größte Achtung vor ihr; aber mehr nicht, mehr nicht, glauben Sie mir. Es ist ungeheuerlich, so etwas anzunehmen! Ungeheuerlich! Ich würde niemals einen Menschen töten... oder mit Flaschen manipulieren... oder etwas dergleichen tun. Ich bin sehr empfindlich und nervös. Ich... schon der Gedanke, einen Menschen umzubringen, ist mir entsetzlich. Das verstand man durchaus beim Militär... ich bin aus religiösen Gründen gegen das Töten. Stattdessen war ich als Sanitäter tätig... sehr anstrengende Arbeit... wurde mir zu viel... aber man gab mir die Erlaubnis, mich als Lehrer zu betätigen. Ich habe mir große Mühe mit Eustace gegeben, auch mit Josephine... ein sehr intelligentes Mädchen, aber schwierig. Und alle waren sehr freundlich zu mir... Mr Leonides und Mrs Leonides und Miss de Haviland. Und jetzt ist diese schreckliche Sache geschehen... Und Sie verdächtigen mich... mich... des Mordes!«

Taverner betrachtete ihn mit einer gewissen Anteilnahme.

»Davon war keine Rede«, bemerkte er.

»Aber Sie denken es! Ich weiß, dass Sie es denken! Alle denken es. Das verraten mir die Blicke. Ich... kann nicht mehr mit Ihnen sprechen. Mir ist nicht gut.«

Er eilte hinaus.

Taverner drehte sich langsam zu mir herum.

»Nun, was halten Sie von ihm?«

»Er bebt vor Angst.«

»Wenn Sie mich fragen«, fiel Lamb ein, »er hätte niemals den Mut, einen Mord zu begehen.«

»Er würde niemals einen Menschen auf den Kopf schlagen oder eine Pistole zücken«, räumte Taverner ein.

»Aber was war bei diesem Verbrechen zu tun? Man musste nur mit zwei Flaschen manipulieren, um einen Greis auf verhältnismäßig schmerzlose Weise aus der Welt zu schaffen. Dann wäre der Weg zu einer reichen Witwe frei gewesen.« Taverner seufzte. »Aber das ist alles graue Theorie. Angst kann man auch haben, wenn man unschuldig ist. Eher scheint mir die Frau verdächtig. Aber warum hat sie dann die Insulinflasche nicht weggeworfen oder gereinigt?« Er wandte sich an den Sergeant: »Kein Hinweis von der Dienerschaft?«

»Das Zimmermädchen behauptet, sie seien ineinander verliebt.«

»Wie kommt es darauf?«

»Weil sie ihn auf eine besondere Art anschaut, wenn sie ihm den Kaffee einschenkt.«

»Wenn das alles ist! Darauf würde der Staatsanwalt nicht viel geben.« Taverner sah mich an. »Gehen Sie zu ihr, und sprechen Sie mit ihr. Berichten Sie mir dann von Ihrem Eindruck.«

Halb widerstrebend folgte ich der Aufforderung.

**B**renda Leonides saß am gleichen Platz in ihrem Salon. Sie blickte mit einem Ruck auf, als ich eintrat.

»Wo ist der Inspektor? Kommt er zurück?«

»Noch nicht.«

»Wer sind Sie?«

Ich beantwortete die berechnete Frage wahrheitsgemäß: »Ich habe mit der Polizei zu tun, bin aber auch ein Freund der Familie.«

»Der Familie! Lauter schlechte Menschen! Ich hasse sie alle.« Sie sah finster, ängstlich und zornig aus. »Sie waren immer schlecht zu mir, immer. Von Anfang an. Warum waren sie gegen die Heirat? Was schadete es ihnen? Sie hatten ja Geld in Hülle und Fülle von ihm bekommen. Sie waren viel zu dumm gewesen, es selbst zu verdienen! Warum soll sich ein Mann nicht zum zweiten Mal verheiraten, auch wenn er nicht mehr jung ist? Er war im Grunde noch gar nicht alt. Und ich hatte ihn sehr gern. Ja, ich hatte ihn gern.« Trotzig schaute sie mich an. »Wahrscheinlich glauben Sie mir nicht; aber es ist wahr. Ich hatte die Männer satt. Ich wollte ein Heim haben, wollte einen Menschen haben, der mich verwöhnte und nette Dinge zu mir sagte. Aristide sagte nette Dinge zu mir... und er konnte einen zum Lachen bringen... und er war geschick. Er verfiel auf alle möglichen Mittel und Wege, um die dummen Verordnungen zu umgehen. O ja, er war sehr, sehr geschick. Ich bin nicht froh, dass er tot ist. Ich bin traurig.«

Sie lehnte sich zurück. Sie hatte einen ziemlich breiten Mund, der sich nun zu einem merkwürdigen, verschlafenen Lächeln verzog.

»Hier war ich glücklich. Hier war ich in Sicherheit. Ich ging zu all den eleganten Schneiderinnen, von denen ich früher gelesen hatte. Ich war jemand. Und Aristide schenkte mir schöne Sachen.« Sie streckte die Hand aus und betrachtete den Rubin an ihrem Finger. Hand und Arm erschienen mir wie eine ausgestreckte Katzenpfote, und ihre Stimme klang in meinen Ohren wie ein Schnurren. Sie lächelte immer noch vor sich hin. »Was lässt sich dagegen sagen? Ich war nett zu ihm. Ich machte ihn glücklich.« Sie beugte sich vor. »Wissen Sie, wie ich ihn kennen gelernt habe?«

Sie fuhr fort, ohne eine Antwort abzuwarten: »Es war im ›Fröhlichen Kleeblatt‹. Er hatte sich Rührei und Toast bestellt, und als ich ihm die Platte brachte, weinte ich gerade. ›Setzen Sie sich‹, sagte er, ›und erzählen Sie mir, was los ist.‹ Ich sagte: ›Nein, das geht nicht. Man würde mich entlassen, wenn ich das täte.‹ Er sagte: ›Man wird Sie nicht entlassen. Dieses Lokal gehört mir.‹ Da schaute ich ihn mir genauer an. Nur ein alter, kleiner Mann, dachte ich zuerst; aber es ging Kraft von ihm aus. Ich erzählte ihm alles. Wahrscheinlich haben Sie es von den andern schon gehört, und sie werden Ihnen wohl gesagt haben, ich sei schlecht gewesen; aber das stimmt nicht. Ich bin gut erzogen. Wir hatten einen Laden, einen besseren Laden – kunstgewerbliche Handarbeiten. Ich gehörte nicht zu den Mädchen, die einen Haufen Freunde haben und leicht zu bekommen sind. Aber Terry war anders. Er war Ire... und er fuhr nach Amerika... Er schrieb nie eine Zeile. Ich glaube, ich war dumm. Da saß ich nun, verstehen Sie. Saß in der Patsche wie eine x-beliebige Kellnerin... Aristide war großartig. Er sagte, alles würde gut werden. Er sagte, er sei einsam. Wir sollten gleich heiraten, sagte er. Es war wie im Traum. Dann erfuhr ich, dass

er der reiche Mr Leonides war, dem unzählige Geschäfte und Restaurants und Nachtlokale gehörten. Es war wie im Märchen. Wir wurden in der Stadt in einer kleinen Kirche getraut, und danach fuhren wir ins Ausland.«

»Und das Kind?«

Ihre Augen kehrten wie aus weiter Ferne zu mir zurück. »Ich bekam gar kein Kind. Ich hatte mich geirrt.« Sie lächelte. »Ich schwor mir, ihm eine wirklich gute Frau zu sein, und das war ich auch. Ich bestellte für ihn alle Gerichte, die er gern hatte, trug die Farben, die ihm gefielen, und tat alles, um ihm Freude zu machen. Und er war glücklich. Aber seine Familie wurden wir nie los. Immerzu kamen sie und wollten was von ihm – sie lebten auf seine Kosten. Die alte Haviland... ich finde, sie hätte fortgehen sollen, als er sich zum zweiten Mal verheiratete. Das sagte ich auch. Aber Aristide meinte: »Sie lebt nun schon so lange hier. Hier ist sie jetzt zuhause.« Im Grunde gefiel es ihm, alle um sich zu haben und zu beherrschen. Zu mir waren sie ekelhaft; doch das schien er nicht zu merken, oder es war ihm egal. Roger hasst mich... Kennen Sie Roger? Er hat mich von jeher gehasst. Er ist neidisch. Und Philip ist so eingebildet, dass er nie ein Wort zu mir sagt. Jetzt möchten sie mir die Schuld am Tod meines Mannes zuschieben. Ich konnte nichts dafür! Ich hab es nicht getan!« Sie lehnte sich zu mir vor. »Bitte glauben Sie mir, dass ich es nicht getan habe!«

Ich fand sie rührend. Die verächtliche Art, wie die Familie Leonides von ihr gesprochen hatte, ihre Absicht, sie des Mordes zu bezichtigen, das kam mir jetzt geradezu unmenschlich vor. Sie war allein, wehrlos, gehetzt.

»Und wenn nicht ich, dann soll Laurence es getan haben«, fügte sie noch hinzu.

»Wie ist denn Laurence?«, fragte ich.

»Mir tut er schrecklich leid. Er ist nicht sehr robust und konnte deshalb nicht in den Krieg. Nicht weil er ein Feig-

ling ist, sondern weil er zu anfällig ist. Ich versuchte ihn aufzumuntern und gab mir alle Mühe, dass er sich hier wohlfühlte. Er muss die schrecklichen Kinder unterrichten. Eustace macht sich immer über ihn lustig, und Josephine... nun, Sie wissen ja, wie Josephine ist.«

Ich sagte, ich hätte Josephine noch nicht kennen gelernt.

»Manchmal glaube ich, das Kind ist nicht richtig im Kopf. Sie ist hinterhältig, und sie sieht so merkwürdig aus... Bisweilen macht sie mir Angst.«

Ich hatte keine Lust, über Josephine zu sprechen, und lenkte wieder auf Laurence Brown zurück: »Woher kommt er eigentlich?«

Eine ungeschickte Frage. Brenda errötete.

»Er ist nichts Besonderes. Er stammt aus ähnlichen Verhältnissen wie ich. Wie könnten wir gegen sie alle an?«

»Übertreiben Sie da nicht doch ein bisschen?«

»Nein. Sie wollen es so hinstellen, als ob Laurence es getan hätte... oder als ob ich es getan hätte. Den Inspektor haben sie schon überzeugt. Was könnte ich dagegen tun?«

»Sie müssen sich nicht so aufregen.«

»Wieso soll keiner von ihnen ihn getötet haben? Oder ein Außenstehender? Oder einer der Hausangestellten?«

»Es fehlt an einem Motiv.«

»Ach, ein Motiv! Was für ein Motiv hätte ich denn gehabt? Oder Laurence?«

Mir war etwas unbehaglich zu Mute, als ich antwortete: »Man könnte vielleicht annehmen, dass Sie und Laurence ineinander verliebt sind und dass Sie heiraten wollen.«

Sie richtete sich kerzengerade auf.

»Das ist ein hässlicher Gedanke! Und es ist nicht wahr! Nie haben wir etwas dergleichen zueinander gesagt. Er tat

mir nur leid, und ich versuchte ihn aufzumuntern. Wir waren gute Freunde, weiter nichts. Sie glauben mir doch, nicht wahr?»

Ich glaubte ihr. Das heißt, ich glaubte ihr, dass sie und Laurence nur, wie sie sich ausgedrückt hatte, gute Freunde waren. Aber ich glaubte auch, dass Brenda, vielleicht ohne sich darüber klar zu sein, den jungen Mann liebte. Dieser Gedanke bewegte mich, als ich hinunterging, um Sophia zu suchen. Sie kam gerade aus der Küche am Ende des Flurs.

»Da bist du ja«, sagte sie. »Ich helfe Nannie bei den Vorbereitungen zum Mittagessen.« Sie ergriff meinen Arm und führte mich in den leeren Salon. »Nun, hast du Brenda kennen gelernt? Was hältst du von ihr?«

»Offen gestanden, sie tut mir leid.«

Sophia sah belustigt aus.

»Sie hat dich also eingefangen.«

Das reizte mich ein wenig. »Ich verstehe nur ihren Standpunkt. Anscheinend kannst du das nicht.«

»Ihren Standpunkt in welcher Beziehung?«

»Sag ehrlich, Sophia, war jemand von euch jemals nett zu ihr, seit sie hierher kam?«

»Nein, wir waren nicht nett zu ihr. Warum auch?«

»Nur aus christlicher Nächstenliebe, wenn aus keinem andern Grund.«

»Was für einen hochmoralischen Ton du anschlägst, Charles! Brenda muss ihre Sache sehr gut gemacht haben.«

»Wirklich, Sophia, es kommt mir vor... Ich weiß nicht, was in dich gefahren ist.«

»Ich bin nur ehrlich und mache dir nichts vor. Du hast Brenda verstanden, sagst du. Jetzt versuch mal, mich zu verstehen. Ich schätze den Typ Frau nicht, der eine trau-

rige Geschichte erfindet, um sich damit einen sehr reichen, alten Mann zu kapern. Wenn du von einer solchen Frau lesen würdest, hättest du auch nicht viel für sie übrig.«

»War die Geschichte denn erfunden?«, fragte ich.

»Das mit dem Kind? Ich weiß nicht. Ich persönlich halte es für eine Finte.«

»Und du ärgerst dich, dass dein Großvater darauf hereingefallen ist?«

»Oh, Großvater ist nicht drauf hereingefallen.« Sie lachte. »Er ließ sich nie reinlegen. Er wollte Brenda. Er wollte Märchenprinz spielen. Er wusste genau, was er tat, und sein Plan glückte durchaus. Von Großvaters Standpunkt aus brachte ihm die Ehe den gewünschten Erfolg – wie übrigens alle seine Unternehmungen.«

»Und dass Laurence Brown als Hauslehrer angestellt wurde, zählt das auch zu seinen Erfolgen?«, fragte ich spöttisch.

Sie runzelte die Brauen.

»Weißt du, vielleicht doch. Er wollte Brenda bei guter Laune halten. Möglicherweise fand er, dass Schmuck und Kleider nicht genügten. Vielleicht dachte er, sie müsste auch noch einen kleinen Roman erleben. Er rechnete vielleicht damit, dass ein Mann wie Laurence Brown, ein Ungefährlicher, ein Zahmer, wenn du verstehst, was ich meine, das richtige Werkzeug wäre. Eine wunderschöne Seelenfreundschaft mit melancholischem Einschlag, so etwas musste Brenda davor bewahren, eine wirkliche Beziehung zu einem andern anzuknüpfen. Ich könnte mir vorstellen, dass Großvater sich etwas in der Richtung dachte. Er war nämlich ein Teufelskerl. Natürlich konnte er nicht voraussehen, dass es mit einem Mord enden würde... Und darum«, sie sprach mit plötzlicher Heftigkeit, »glaube ich auch nicht, dass Brenda es getan hat, so gern ich es glauben möchte. Wenn sie die Absicht gehabt

hätte, ihn zu ermorden, ob allein oder im Einverständnis mit Laurence, hätte Großvater es gemerkt. Das klingt vielleicht etwas weit hergeholt...«

»Ja, wahrhaftig«, warf ich ein.

»Aber du kanntest ihn eben nicht. Bestimmt hätte er etwas gemerkt.«

»Sie hat Angst, Sophia.«

»Vor der Polizei? Nun ja, polizeiliche Verhöre sind ja auch beunruhigend. Laurence ist wohl ebenfalls ganz aufgelöst?«

»Er stellte sich auf ziemlich peinliche Weise bloß. Ich verstehe nicht, was eine Frau an diesem Mann finden kann.«

»Nein? Oh, Laurence hat sehr viel Sexappeal.«

»Dieser Schlappschwanz?«, gab ich ungläubig zurück.

»Warum nehmt ihr Männer immer an, dass wir Frauen nur Kraftprotze anziehend finden? Laurence hat wirklich Sexappeal; aber man kann von dir nicht erwarten, dass du das merkst. Dafür hat Brenda dich eingefangen.«

»Lächerlich. Sie ist nicht einmal wirklich schön. Und sie hat nicht im Geringsten...«

»Ihre Reize spielen lassen? Nein, nur dein Mitleid erweckt. Sie ist nicht schön, sie ist ganz und gar nicht geschickt; aber sie hat eine hervorragende Eigenschaft. Sie kann Verwirrung stiften. Schon hat sie zwischen uns Verwirrung gestiftet.«

»Sophia!«, rief ich entsetzt.

»Lass nur, Charles.« Sie ging auf die Tür zu. »Ich muss mich ums Essen kümmern.«

»Ich will dir helfen.«

»Auf keinen Fall. Nannie geriete ganz durcheinander, wenn ein Mann in der Küche wäre.«

»Noch eine Frage«, hielt ich sie auf. »Habt ihr eigentlich keine Köchin?«

»Großvater hatte eine Köchin, zwei Zimmermädchen und einen Diener. Er liebte Hausangestellte, und da er ihnen fürstliche Löhne bezahlte, bekam er sie auch. Clemency und Roger begnügen sich mit einer Putzfrau. Sie mögen Dienstmädchen nicht, oder vielmehr Clemency mag sie nicht. Wenn Roger nicht jeden Tag eine ordentliche Mahlzeit in der Stadt zu sich nehmen würde, müsste er wohl verhungern. Nach Clemencys Ansicht braucht ein Essen nur aus Salat, Tomaten und rohen Karotten zu bestehen. Manchmal haben wir Hausangestellte, und dann hat Mutter einen ihrer Temperamentsausbrüche, und sie kündigen. Dann nehmen wir eine Aushilfe, bis alles wieder von vorn anfängt. Augenblicklich haben wir die Aushilfsperiode. Nannie ist der ruhende Pol in den Erscheinungen Flucht und bewältigt im Notfall alles. So, nun weißt du Bescheid.« Damit ging sie hinaus.

Ich ließ mich in einem breiten Brokatsessel nieder und dachte nach. Ich hatte nicht nur Brendas und Sophias Standpunkt kennen gelernt, sondern ich betrachtete die Angelegenheit auch von der menschlichen Seite. Das schien mir immerhin wichtig zu sein.

Wieso hatte Brenda Leonides mein Mitleid erweckt? Ich versuchte mir ihr Gesicht vorzustellen; aber es verschwamm mit Sophias Antlitz, mit dem Porträt des alten Mannes... die Augen fielen mir zu...

Das Bewusstsein kehrte mir so allmählich zurück, dass mir zuerst gar nicht klar war, dass ich geschlafen hatte. Vor mir war etwas Helles. Es dauerte einige Sekunden, bis ich merkte, dass es ein Gesicht war. Ich erkannte eine runde Stirn, zurückgekämmtes dunkles Haar und schwarze, stechende Äuglein, die mich sehr ernst betrachteten.

»Guten Tag. Ich bin Josephine.«

Sophias Schwester mochte elf oder zwölf Jahre alt sein. Sie war ein unglaublich hässliches Kind, das die Verwandtschaft mit ihrem Großvater nicht leugnen konnte. Ich hielt es für möglich, dass sie auch ebenso intelligent war.

»Sie sind also Sophias Schatz«, sagte Josephine.

Die Richtigkeit dieser Bemerkung konnte ich nicht abstreiten.

»Aber Sie sind mit Chefinspektor Taverner hergekommen. Warum?«

»Er ist ein Freund von mir.«

»Ach? Ich mag ihn nicht. Ich werde ihm nichts verraten.«

»Was willst du ihm nicht verraten?«

»Was ich weiß. Ich weiß sehr viel. Es macht mir Spaß, viel zu wissen.«

Sie setzte sich auf die Armlehne des Sessels und betrachtete so forschend mein Gesicht, dass mir ganz unbehaglich zu Mute wurde.

»Großvater ist ermordet worden. Wussten Sie das?«

»Ja, das wusste ich schon.«

»Man hat ihn vergiftet. Mit E-se-rin.« Sie sprach das Wort sehr sorgfältig aus. »Interessant, nicht?«

»Na ja...«

»Eustace und ich finden das sehr interessant. Wir lieben Kriminalgeschichten. Ich wollte schon immer Detektiv werden. Jetzt bin ich einer. Ich sammle Beweise. Die Polizei ist ja so dumm.«

Ich fand das Kind ziemlich unheimlich.

»Der andere Mann, der mit Chefinspektor Taverner kam, ist auch ein Detektiv, nicht wahr? In den Büchern steht, man erkennt Detektive immer daran, dass sie Stiefel tragen. Aber dieser Detektiv trägt Wildlederhalbschuhe.«

»Manche Dinge ändern sich eben...«

»Ja, hier wird sich wahrscheinlich auch vieles ändern. Wir werden wohl nach London ziehen. Mutter wünschte sich das schon lange, und sie wird sich sehr freuen. Vater hat sicher auch nichts dagegen, wenn seine Bücher endlich gehen. Früher konnte er es sich nicht leisten, nach London zu ziehen. Er hat nämlich mit *Isebel* schrecklich viel Geld verloren.«

»Isebel?«, wiederholte ich fragend.

»Ja, haben Sie es nicht gesehen?«

»Ach so, ein Theaterstück... Nein, ich habe es nicht gesehen. Ich war im Ausland.«

»Es wurde nicht lange gespielt. Es war eine aufgelegte Pleite. Ich finde auch nicht, dass Mutter sich für die *Isebel* eignet. Finden Sie, dass das eine Rolle für sie ist?«

»Eigentlich wohl nicht«, antwortete ich vorsichtig.

»Großvater sagte von Anfang an, es gäbe eine Pleite. Er sagte, es würde niemals ein Kassenschlager sein. Aber Mutter war ganz erpicht darauf. Mir gefiel das Stück gar

nicht. Die Isebel war gar nicht so schlecht wie in der Bibel. Sie war ganz patriotisch und sehr nett. Dadurch wurde alles langweilig. Aber der Schluss war gut. Da wurde sie zum Fenster rausgeworfen. Nur kamen keine Hunde, um sie aufzufressen. Schade, nicht? Die Stelle, wo die Hunde sie fressen, gefällt mir am besten. Mutter sagt, man könnte keine Hunde auf die Bühne bringen; aber das sehe ich nicht ein. Man brauchte sie ja nur zu dressieren.« Josephine zitierte mit Emphase: »Als man aber hinging, um sie zu begraben, fand man von ihr nichts mehr als den Schädel, die Füße und die Hände.« Warum haben die Hunde nicht auch ihre Füße und Hände gefressen?«

»Keine Ahnung«, erwiderte ich.

»Hunde sind doch sonst nicht so heikel. Unsere Hunde fressen einfach alles.« Josephine versank in Nachdenken über dieses biblische Geheimnis.

»Schade, dass das Stück nicht zog«, sagte ich.

»Ja. Mutter regte sich deswegen wahnsinnig auf. Die Kritiken waren vernichtend. Als sie sie las, weinte sie und warf Gladys das Frühstückstablett an den Kopf, und Gladys kündigte. Das war sehr lustig.«

»Es gefällt dir wohl, wenn es dramatisch zugeht«, bemerkte ich.

»Bei Großvater wurde eine Autopsie vorgenommen. Man wollte feststellen, woran er gestorben ist.«

»Bist du traurig, dass er tot ist?«, fragte ich.

»Nicht besonders. Ich mochte ihn nicht sehr. Er erlaubte mir nicht, Ballettstunden zu nehmen.«

»Wolltest du denn tanzen lernen?«

»Ja, und Mutter wünschte, dass ich Stunden nehme, und Vater hatte nichts dagegen; aber Großvater sagte, es sei sinnlos.« Sie glitt vom Sessel, streifte ihre Schuhe ab, stellte sich auf die Zehenspitzen und machte ein paar Schritte. »Dabei muss man natürlich Spitzenschuhe anhaben«,

erklärte sie. »Die machen einem oft ganz wunde Füße.«  
Sie zog ihre Schuhe wieder an und fragte beiläufig: »Gefällt Ihnen dieses Haus?«

»Ich weiß nicht recht...«

»Ich glaube, es wird jetzt verkauft werden. Falls Brenda hier nicht weiterwohnen will. Onkel Roger und Tante Clemency werden ja jetzt nicht fortfahren können.«

»Wollten sie das denn?«, erkundigte ich mich mit leiser Neugier.

»Ja, sie wollten am Dienstag ins Ausland reisen. Mit dem Flugzeug. Tante Clemency hatte sich schon einen ganz leichten Koffer gekauft.«

»Davon hab ich noch gar nichts gehört.«

»Niemand wusste es. Es war ein Geheimnis. Man sollte es erst nach der Abreise erfahren. Sie wollten einen Brief für Großvater zurücklassen.«

»Josephine, weißt du, warum Onkel Roger fort wollte?«

Sie warf mir einen schlaun Seitenblick zu.

»Ich glaube, ja. Es hängt mit seinem Geschäft in London zusammen. Ich glaube fast, er hat etwas unterschlagen; aber sicher bin ich nicht.«

»Wie kommst du darauf?«

Josephine trat näher.

»An dem Tag, an dem Großvater vergiftet wurde, war Onkel Roger lange bei ihm, und sie sprachen miteinander. Onkel Roger sagte, er hätte nie etwas getaugt, hätte Großvater nur etwas vorgemacht, es wäre weniger das Geld als das Gefühl, des in ihn gesetzten Vertrauens unwürdig zu sein. Er war wahnsinnig aufgeregt.«

Mit gemischten Gefühlen blickte ich Josephine an.

»Josephine, hat man dir nie gesagt, dass es ungezogen ist, an den Türen zu horchen?«

Josephine nickte heftig.

»Doch, natürlich. Aber wenn man etwas herausfinden will, muss man ja horchen. Ich wette, Chefinspektor Taverner tut das auch. Der andere, der mit den Wildlederhalbschuhen, tut es auf jeden Fall. Und sie gucken in die Schreibtische anderer Leute und lesen fremde Briefe und erschnüffeln alle ihre Geheimnisse. Nur sind sie dumm! Sie wissen nicht, wo man nachschauen muss!«

Josephine sprach mit kalter Überlegenheit. Ich war selbst dumm genug, nicht nachzuhaken.

Das unsympathische Kind fuhr fort: »Eustace und ich wissen sehr viel, ich noch mehr als Eustace. Und ich sage ihm nicht, was ich weiß. Er behauptet, nur Männer können große Detektive sein. Aber ich behaupte, Frauen können es auch. Ich schreibe alles in einem Notizbuch auf, und wenn dann die Polizei nicht mehr ein noch aus weiß, werde ich vortreten und sagen: ›Ich kann euch verraten, wer es getan hat.‹«

»Liest du viele Detektivgeschichten, Josephine?«

»Massenhaft.«

»Du glaubst zu wissen, wer deinen Großvater getötet hat?«

»Oh, vielleicht; aber ich muss noch mehr Beweise haben.«

Nach einer Pause fragte sie: »Chefinspektor Taverner verdächtigt Brenda, nicht wahr? Oder Brenda und Laurence, weil sie ineinander verliebt sind.«

»So etwas solltest du nicht sagen, Josephine.«

»Warum nicht? Sie sind doch ineinander verliebt.«

»Das kannst du gar nicht beurteilen.«

»O doch. Sie schreiben sich ja Briefe. Liebesbriefe.«

»Josephine! Woher weißt du das?«

»Weil ich sie gelesen habe. Schrecklich blöde Briefe. Laurence ist aber auch blöd. Er hatte Angst, in den Krieg

zu ziehen. Als Bomben fielen, wurde er immer ganz grün – richtig grün. Eustace und ich haben schrecklich gelacht über ihn.«

In diesem Augenblick fuhr draußen ein Auto vor. Blitzschnell war Josephine am Fenster und presste ihre Stupsnase an die Scheibe.

»Wer ist gekommen?«, fragte ich.

»Dr. Gaitskill, Großvaters Anwalt. Wahrscheinlich kommt er wegen des Testaments.«

Aufgeregt eilte sie aus dem Zimmer, vermutlich um ihre Schnüffeltätigkeit wieder aufzunehmen.

Magda Leonides trat kurz darauf ein. Zu meiner Überraschung kam sie auf mich zu und ergriff meine beiden Hände.

»Ein Glück, dass Sie noch hier sind, mein Lieber. Man braucht so dringend einen Mann.« Sie ließ meine Hände los, ging zu einem Lehnstuhl, den sie etwas verschob, betrachtete sich in einem Spiegel, nahm von einem Tisch eine kleine Emaildose, die sie auf- und zuklappte, nachdenklich dastehend. Es war eine reizvolle Pose.

Sophia steckte den Kopf zur Tür herein und flüsterte warnend: »Gaitskill!«

»Ich weiß«, gab Magda zurück.

Wenige Sekunden später führte Sophia einen kleinen, älteren Herrn herein; Magda legte die Emaildose hin und ging ihm entgegen.

»Guten Tag, Mrs Leonides. Ich bin gerade auf dem Weg nach oben. Es scheint ein Missverständnis vorzuliegen. Ihr Mann schrieb mir in dem Glauben, das Testament sei in meinem Besitz. Wenn ich Mr Aristide Leonides richtig verstanden habe, müsste es jedoch in seinem Banksafe liegen. Wissen Sie vielleicht etwas davon?«

Magda machte erstaunte Augen.

»Nein, natürlich nicht. Soll das etwa heißen, dass das böse Weib oben das Testament vernichtet hat?«

»Aber, aber.« Mahnend hob er den Finger. »Keine wilden Vermutungen. Es handelt sich nur um die Frage, wo Ihr Schwiegervater es aufbewahrt hat.«

»Er schickte es Ihnen bestimmt, nachdem er es unterzeichnet hatte. Das sagte er uns ausdrücklich.«

»Die Polizei hat meines Wissens seine Privatpapiere durchgesehen«, sagte Gaitskill. »Ich will rasch mit dem Inspektor sprechen.« Damit ging er hinaus.

»Sie hat es sicher vernichtet!«, rief Magda.

»Unsinn, Mutter, so etwas Dummes würde sie nie tun«, entgegnete Sophia.

»Es wäre durchaus nicht dumm. Wenn kein Testament da ist, erbt sie alles.«

»Pscht, Gaitskill kommt zurück.«

Der Anwalt brachte Taverner und Philip Leonides mit.

»Der alte Herr sagte mir damals«, begann Gaitskill, »er hätte sein Testament im Banksafe deponiert.«

Taverner schüttelte den Kopf.

»Mit der Bank habe ich mich bereits in Verbindung gesetzt. Außer einigen Wertpapieren liegt dort nichts.«

Philip sagte: »Ob vielleicht Roger oder Tante Edith... Sophia, hol doch die beiden mal her.«

Aber auch Roger Leonides wusste keine Erklärung.

»Vater unterschrieb das Testament und sagte dann ausdrücklich, er wolle es am nächsten Tag an Sie, Dr. Gaitskill, absenden.«

»Wenn mein Gedächtnis mich nicht im Stich lässt«, antwortete Gaitskill und lehnte sich mit halbgeschlossenen Augen zurück, »so schickte ich am vierundzwanzigsten November vorigen Jahres Ihrem Vater einen Entwurf, den ich nach seinen Anweisungen abgefasst hatte.

Er war einverstanden damit, schickte mir den Entwurf zurück, und kurz darauf erhielt er von mir das Testament zur Unterzeichnung. Eine Woche später erlaubte ich mir, ihn“ daran zu erinnern, dass ich das beglaubigte und unterschriebene Testament noch nicht zurückerhalten hätte, und fragte an, ob er irgendeine Änderung wünschte. Er erwiderte, er sei durchaus zufrieden, und fügte hinzu, er hätte es nach der Unterzeichnung an seine Bank geschickt.«

»Ja«, fiel Roger lebhaft ein, »das war Ende November, erinnerst du dich, Philip? Vater ließ uns eines Abends zu sich kommen und las das Testament vor.«

»Ja, stimmt«, pflichtete Philip ihm bei.

»Das war sehr spannend.« Magda seufzte wollüstig. »Ich finde, ein Testament hat immer *etwas* Dramatisches.«

»Auch ich erinnere mich«, warf Sophia ein.

»Und wie lautete der Inhalt des Testaments?«, fragte Taverner. Gaitskill wollte auf seine umständliche Art Auskunft geben; aber Roger kam ihm zuvor: »Es war eine ganz einfache Verfügung. Electra und Joyce leben nicht mehr, und ihr Anteil war an meinen Vater zurückgefallen. Joyce' Sohn William ist in Burma gefallen, und sein Vermögen fiel an seinen Vater. Philip und ich und die Kinder sind die einzigen Blutsverwandten. Vater vermachte fünfzigtausend Pfund Tante Edith, hunderttausend Pfund Brenda, dazu dieses Haus oder ein passendes Haus in London, das für sie gekauft werden sollte, wenn sie diese Lösung vorzöge. Der Rest sollte gedrittelt werden, ein Drittel für mich, eins für Philip, und das letzte Drittel zu gleichen Teilen für Sophia, Eustace und Josephine. Der an Eustace und Josephine fallende Teil sollte ihnen am Tag ihrer Mündigkeit ausbezahlt werden. Das stimmt doch so, Dr. Gaitskill?«

»Ja, in groben Zügen«, erwiderte Gaitskill, der leicht gekränkt schien, weil er nicht zu Wort gekommen war.

»Vater fragte, ob wir dazu noch etwas zu bemerken hätten«, berichtete Roger weiter. »Das war natürlich nicht der Fall.«

»Brenda machte eine Bemerkung«, verbesserte Edith de Haviland.

»Ja«, fiel Magda eifrig ein, »sie sagte, sie könnte es nicht ertragen, ihren geliebten Aristide vom Tod reden zu hören. Sie bekäme Angst, sagte sie. Und wenn er tot wäre, wollte sie überhaupt nichts von seinem Geld haben!«

»Ein Pro-forma-Protest«, sagte Edith, »bezeichnend für Leute ihres Standes.« Durch diesen bissigen Hieb wurde mir plötzlich klar, welche starke Abneigung Edith de Haviland gegen Brenda hegte.

»Und was geschah nach dem Verlesen des Testaments?«, forschte Taverner.

»Nachdem er es vorgelesen hatte, unterschrieb er es.«

Taverner lehnte sich vor.

»Wie und wann unterschrieb er es?«

Roger blickte Hilfe suchend seine Frau an. Zur sichtlichen Zufriedenheit der ganzen Familie übernahm Clemency es zu antworten.

»Mein Schwiegervater legte das Schriftstück auf seinen Schreibtisch und bat einen von uns – Roger, glaube ich – zu läuten. Als Johnson daraufhin kam, befahl mein Schwiegervater ihm, Janet Woolmer, das Zimmermädchen, zu holen. Als beide da waren, setzte er seine Unterschrift unter das Testament und ließ Johnson und Janet als Zeugen unterzeichnen.«

»Alles völlig korrekt«, nickte Gaitskill.

»Und danach?«, fragte der Chefinspektor.

»Mein Schwiegervater bedankte sich, und die beiden gingen wieder hinaus. Er steckte das Schriftstück in einen großen Umschlag und sagte, er wolle es am folgenden Tag an Dr. Gaitskill schicken.«

»Das Testament lag auf dem Schreibtisch. Saß jemand in der Nähe?«

»Nein. Der Nächstsitzende war etwa vier bis fünf Meter entfernt.«

»Stand Mr Leonides irgendwann einmal auf und ging vom Schreibtisch fort?«

»Nein.«

»Konnten die Dienstboten das Schriftstück lesen, als sie es unterzeichneten?«

»Nein«, antwortete Clemency, »mein Schwiegervater hatte den Text mit einem Löschblatt zugedeckt.«

»Durchaus richtig«, warf Philip ein. »Der Inhalt des Testaments ging die Dienstboten ja auch gar nichts an.«

Mit einer raschen Bewegung entnahm Taverner seiner Mappe einen großen gelben Umschlag, den er dem Anwalt reichte. »Schauen Sie sich das einmal an, und sagen Sie mir, was es ist.«

Gaitskill zog aus dem Umschlag ein gefaltetes Schriftstück, das er mit großer Verwunderung betrachtete.

»Sonderbar«, er schüttelte den Kopf, »wo war das, wenn ich fragen darf?«

»Unter Mr Leonides' übrigen Papieren.«

»Was ist denn?«, rief Roger.

»Das ist das Testament, das ich Ihrem Vater zum Unterzeichnen schickte. Aber ich verstehe nicht... es trägt keine Unterschrift.«

»Dann wird es wohl der Entwurf sein.«

»Nein«, entgegnete der Anwalt, »den Entwurf erhielt ich ja zurück. Ich setzte dann das Testament auf, dieses Testament«, er klopfte darauf, »und sandte es ihm zum Unterzeichnen. Nach Ihrer aller Aussage unterschrieb er es im Beisein zweier Zeugen, und doch ist hier keine einzige Unterschrift zu sehen.«

»Unmöglich!«, rief Philip mit einer Lebhaftigkeit, die ich bis jetzt noch nie an ihm bemerkt hatte.

Taverner fragte: »Wie stand es mit dem Sehvermögen Ihres Vaters?«

»Er litt an Glaucoma und benutzte beim Lesen natürlich eine starke Brille. Die Brille hatte er damals auf, und er nahm sie erst ab, nachdem er das Testament in den Umschlag gesteckt hatte.«

Taverner seufzte.

»Es muss irgendein Tausch vorgenommen worden sein. Offenbar glaubte Mr Leonides das Testament zu unterzeichnen, das er vorgelesen hatte. Aber wie könnte man solch einen Tausch...«

Etwas ratlos blickte er sich um.

»Vielleicht sind die Unterschriften ausradiert worden?«, meinte Roger.

»Nein, Mr Leonides, dann wären Spuren zurückgeblieben. Es gibt noch eine Lösung des Rätsels: Das ist nicht das Schriftstück, das Ihr Vater von Mr Gaitskill erhielt und das er in Ihrer Gegenwart unterzeichnete.«

»Im Gegenteil«, fiel Gaitskill ein, »ich könnte schwören, dass es das Original ist. Oben links hat das Papier einen Fleck, der an die Form eines Flugzeugs erinnert. Das fiel mir damals auf.«

Alle sahen sich verständnislos an.

»Und was nun?«, erkundigte sich Miss de Haviland.

Gaitskill wurde sofort der vorsichtige Jurist.

»Die Angelegenheit muss sorgfältig geprüft werden. An sich macht dieses Testament alle früheren Verfügungen hinfällig. Zahlreiche Zeugen sahen Mr Leonides in gutem Glauben seine Unterschrift daruntersetzen. Hm. Sehr interessant. Kein ganz einfaches juristisches Problem.«

Taverner schaute auf seine Uhr.

»Entschuldigung«, sagte er, »ich halte Sie auf, Sie werden essen wollen.«

»Möchten Sie nicht mit uns essen, Chefinspektor?«, fragte Philip höflich.

»Besten Dank, aber ich habe noch eine Verabredung mit Dr. Gray in Swinly Dean.«

Philip wandte sich an Gaitskill: »Und Sie, Dr. Gaitskill? Sie können doch bleiben?«

»Gern.«

Alle standen auf. Ich schlüpfte unbemerkt zu Sophia und flüsterte ihr zu: »Soll ich gehen oder bleiben?«

»Besser gehen«, antwortete sie.

Ich eilte hinaus, um Taverner einzuholen.

Josephine schaukelte an einer Tür, die zum rückwärtigen Teil des Hauses führte. Sie schien höchst vergnügt zu sein.

»Die Polizei ist dumm«, bemerkte sie.

Sophia kam aus dem Salon.

»Was hast du gemacht, Josephine?«

»Nannie geholfen.«

»Ich glaube, du hast an der Tür gehorcht.«

Josephine schnitt ihr eine Grimasse und lief davon.

»Das Kind ist ziemlich schwierig«, sagte Sophia mit einem Seufzer.

**A**ls ich in Scotland Yard das Büro meines Vaters betrat, hatte Taverner seinen Bericht gerade erstattet.

»Da haben Sie's«, schloss er mit Leidensmiene. »Kein einziges Motiv. Und alles, was gegen die Frau und ihren Verehrer spricht, besteht darin, dass sie Kulleraugen machte, wenn sie ihm Kaffee einschenkte!«

»Na, na«, sagte ich, »da weiß ich denn doch ein bisschen mehr.«

»So? Und was haben Sie herausbekommen?«

Ich zündete mir eine Zigarette an und lehnte mich zurück.

»Roger Leonides und seine Frau hatten vor, nächsten Dienstag ins Ausland zu verduften. Zwischen Roger und seinem Vater fand am letzten Lebenstag des Alten eine stürmische Unterredung statt. Der Alte hatte etwas Belastendes herausgefunden, und Roger bekannte sich schuldig.«

Taverner lief rot an.

»Von wem haben Sie das erfahren?«

»Von einem Privatdetektiv, der meines Erachtens noch mehr weiß.«

Ich erzählte genau, was ich alles erlebt hatte. Es widerstrebte mir, Roger in ein ungünstiges Licht zu setzen; denn ich dachte an sein behagliches Zimmer und seine persönliche Liebenswürdigkeit. Aber ich musste bei der Wahrheit bleiben, obwohl es möglich war, dass Josephi-

nes Aussagen nicht stimmten. »Die Kleine scheint alles zu sehen, was im Hause vorgeht«, sagte Taverner.

»Das ist bei den meisten Kindern der Fall«, erwiderte mein Vater trocken. »Wir müssen sofort bei der Firma Nachforschungen anstellen. Wenn Roger tatsächlich Unterschlagungen begangen hat, die von seinem Vater entdeckt wurden, so hätte er allen Grund gehabt, den Alten zum Schweigen zu bringen und England zu verlassen. Zu dem Giftmord fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, seiner Frau übrigens ebenso wenig.«

Ich nickte.

»Kaltblütig genug wäre sie. Und sie ging ja hinüber, um angeblich die Pfeife ihres Mannes zu holen. Roger Leonides kann ich mir als Giftmörder weniger gut vorstellen. Die Vertauschung des Insulins hat doch etwas ausgesprochen Weibliches.«

»Es gibt viele Giftmörder«, beschied mein Vater kurz.

Als mein Vater mich am folgenden Tag zu sich rief, fand ich Taverner wieder bei ihm vor. Diesmal sah er höchst zufrieden und leicht aufgeregt aus.

»Die Lebensmittel-AG wackelt«, verkündete mein Vater.

»Kann jede Minute zusammenkrachen«, fügte Taverner hinzu.

»Ich sah gestern Abend in der Zeitung, dass die Aktien stark gefallen sind«, erwiderte ich. »Aber heute Morgen scheinen sie sich erholt zu haben.«

»Wir mussten sehr behutsam vorgehen«, erklärte Taverner. »Keine direkten Verhöre. Wir durften ja weder unsern Auslandsreisenden warnen noch irgendwelche Unruhe hervorrufen. Immerhin konnten wir private Informationen einholen, und demnach steht die Firma kurz vor dem Zusammenbruch. Es sieht so aus, als ob die Leitung jahrelang Fehler gemacht hat.«

»Roger Leonides?«

»Ja. Er hat ja alles in der Hand.«

»Und er arbeitete in die eigene Tasche...«

»Das glaube ich nicht«, unterbrach Taverner mich. »Er mag ein Mörder sein; aber für einen Schwindler oder Betrüger halte ich ihn nicht. Er ist, rund heraus, gesagt, ein Dummkopf. Offenbar fehlt es ihm gänzlich an Urteilsfähigkeit und Geschäftssinn. Er hat abgestoßen, wo er hätte kaufen müssen, und war zurückhaltend, wo er etwas hätte wagen sollen. Er hat Leute bevollmächtigt, die dafür nicht im Geringsten geeignet waren. Er ist sehr vertrauensselig und hat sich in den Menschen getäuscht. Zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit hat er das Verkehrte gemacht.«

»Solche Leute gibt es«, fiel mein Vater ein, »und es sind nicht einmal immer die schlechtesten. Sie haben keine Menschenkenntnis, das ist des Pudels Kern. Und sie entwickeln Begeisterung, wenn es gerade nicht angebracht ist.«

»Ein solcher Mann sollte sich überhaupt nicht mit Geschäften befassen«, meinte Taverner.

»Er hätte es wahrscheinlich auch nicht getan, wenn er nicht Aristide Leonides' Sohn gewesen wäre«, sagte mein Vater.

»Das Geschäft ging glänzend, als er es von seinem Vater übernahm. Es hätte eine Goldmine sein können! Er brauchte sich ja nur auf die faule Haut zu legen und alles weiterlaufen zu lassen.«

Mein Vater schüttelte den Kopf.

»Man kann ein Geschäft nicht sich selbst überlassen. Da sind Entscheidungen zu treffen, Leute einzustellen oder zu entlassen... lauter Dinge, die Roger Leonides offenbar nicht liegen.«

»Er ist ein anständiger Kerl«, sagte Taverner. »Er behielt die untüchtigsten Leute, nur weil er sie gern hatte oder

weil sie schon lange im Geschäft waren. Außerdem hatte er manchmal fantastische, unpraktische Ideen, die er unbedingt ausprobieren wollte, obwohl ungeheure Auslagen damit verbunden waren.«

»Wieso dann ein Mord?«, fragte ich.

»Ob Undichtigkeit oder Schuftigkeit, das Ergebnis ist dasselbe«, antwortete Taverner, »oder fast dasselbe. Die Lebensmittel-AG kann nur vor dem Zusammenbruch gerettet werden, wenn spätestens bis...«, er schaute in seinem Notizbuch nach, »bis nächsten Mittwoch eine riesige Summe aufgebracht wird.«

»Eine ebenso hohe Summe, wie er laut Testament seines Vaters einmal erben sollte?«

»Stimmt.«

»Aber er hätte das Geld ja nicht in bar bekommen.«

»Das nicht, aber unbeschränkten Kredit erhalten.«

Mein Vater fragte: »Wäre es nicht am einfachsten gewesen, den alten Leonides um Hilfe zu bitten?«

»Das tat er meiner Ansicht nach«, antwortete Taverner. »Das war vermutlich die Unterredung, die das Kind hörte. Ich nehme an, dass der alte Herr es kurzerhand ablehnte, gutes Geld schlechtem nachzuwerfen. Das entspräche seiner Natur.«

Damit hatte Taverner sicher Recht. Aristide Leonides hatte es ja auch abgelehnt, die Aufführung von *Isebel* zu finanzieren, die er für einen finanziellen Misserfolg gehalten hatte. Er war seinen Angehörigen gegenüber großzügig gewesen; aber niemals hätte er Geld in unrentable Unternehmungen gesteckt. Ja, demnach hätte Roger ein Motiv gehabt, seinen Vater aus dem Weg zu räumen.

Mein Vater schaute auf die Uhr.

»Ich hab ihn herbestellt. Er muss jede Minute kommen.«

»In die Höhle des Löwen«, murmelte ich.

Taverner sah mich vorwurfsvoll an.

»Wir werden ihn anständig behandeln«, sagte er ernst.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren und der protokollierende Beamte auf seinem Platz saß, trat Roger Leonides wie aufs Stichwort ein. Er schien verlegen oder übereifrig zu sein, denn er stieß gegen einen Stuhl. Er hatte etwas von einem gutmütigen, großen Hund. Ich hielt es für undenkbar, dass er den Inhalt der beiden Flaschen vertauscht hatte. Dabei wäre ihm bestimmt ein Missgeschick zugestoßen. Nein, Clemency musste, vielleicht angestiftet von ihm, gehandelt haben.

Seine Worte überstürzten sich: »Sie wollten mich sprechen? Sie haben also etwas herausgefunden? Oh, guten Tag, Mr Hayward. Ich habe Sie gar nicht gesehen. Nett, dass Sie auch da sind. Bitte, sagen Sie mir, Kommissar...«

Ich kam mir vor wie ein Judas, als ich ihm lächelnd zunickte. Mein Vater war von amtlicher Kühle.

»Ich habe Sie hergebeten, Mr Leonides, nicht um Sie zu informieren, sondern um von Ihnen Informationen zu erhalten, Informationen, die Sie uns bis jetzt verschwiegen haben.«

Roger machte ein verwirrtes Gesicht.

»Verschwiegen? Ich habe Ihnen alles gesagt, wirklich alles!«

»O nein. Sie hatten zum Beispiel eine Unterredung mit Ihrem Vater an dem Nachmittag, an dem er starb.«

»Ja, gewiss, ich trank mit ihm Tee. Das sagte ich Ihnen ja.«

»Sie sagten uns aber nichts von der Unterredung.«

»Wir... sprachen eben miteinander.«

»Worüber?«

»Über alltägliche Dinge, über das Haus, über Sophia...«

»Und die Lebensmittel-AG? Wurde die auch erwähnt?«

Ich glaube, ich hatte bis jetzt gehofft, dass Josephine die ganze Geschichte erfunden hätte; aber diese Hoffnung wurde jetzt rasch zerstört.

Rogers Miene änderte sich. Sie spiegelte beinahe Verzweiflung.

»O mein Gott«, stieß er hervor, sank auf einen Stuhl und vergrub das Gesicht in den Händen.

Taverner lächelte wie eine zufriedene Katze.

»Sie geben also zu, Mr Leonides, dass Sie nicht offen zu uns waren?«

»Wie haben Sie das erfahren? Ich dachte, niemand wüsste es. Ich begreife nicht, wie das herauskommen konnte.«

»Wir haben Mittel und Wege, solche Dinge herauszufinden. Sie sehen jetzt wohl ein, dass Sie uns besser die Wahrheit sagen würden?«

»Ja, ja, natürlich. Was möchten Sie wissen?«

»Ist es wahr, dass die Lebensmittel-AG vor dem Zusammenbruch steht?«

»Ja. Es lässt sich nichts mehr machen. Der Zusammenbruch ist unvermeidlich. Wenn nur mein Vater gestorben wäre, ohne etwas davon zu erfahren... Ich schäme mich so...«

»Kann das zu einem juristischen Nachspiel führen?«

Roger zuckte zusammen.

»Nein, bestimmt nicht. Es wird einen Bankrott geben, aber keinen unehrenhaften. Ich werde einen Nachlassvertrag machen und mit meinem persönlichen Vermögen haften. Nein, ich schäme mich, dass ich meinem Vater gegenüber versagt habe. Er vertraute mir. Er übertrug mir sein größtes Geschäft, das ihm am meisten am Herzen lag. Er mischte sich nie ein, fragte nie, was ich trieb. Er vertraute mir ganz einfach, und ich... ich enttäuschte ihn.«

Mein Alter Herr sagte trocken: »Ein juristisches Nachspiel wird es also nicht geben. Warum wollten Sie dann mit Ihrer Frau heimlich ins Ausland fahren?«

»Das wissen Sie auch?«

»Ja, Mr Leonides.«

»Aber verstehen Sie nicht?« Er lehnte sich eifrig vor. »Ich konnte ihm nicht die Wahrheit sagen. Das hätte so ausgesehen, als ob ich Geld haben wollte, als ob ich von ihm verlangte, mich wieder auf die Füße zu stellen. Er... er hatte mich sehr gern. Er hätte mir gewiss geholfen. Aber ich konnte nicht... konnte nicht weitermachen. Ich tauge nichts. Ich bin nicht wie mein Vater. Das wusste ich von jeher. Ich habe es versucht. Aber es geht nicht. Ich habe so gelitten... ach Gott, Sie ahnen nicht, was ich durchgemacht habe. Immer zu versuchen, aus dem Schlamassel herauszukommen, immer zu hoffen, dass es einigermaßen Ordnung gibt, zu hoffen, dass der gute, alte Mann nichts erfahren müsste. Und dann kam es... keine Hoffnung mehr, den Zusammenbruch verhindern zu können. Meine Frau verstand mich und war der gleichen Meinung wie ich. Wir planten, fortzugehen und keiner Seele etwas zu verraten. Dann mochte das Gewitter ausbrechen. Ich wollte meinem Vater einen Brief hinterlassen, in dem stehen sollte, wie ich mich schämte und wie sehr ich ihn um Verzeihung bäte. Er war immer so gut zu mir... Dann wäre es für ihn zu spät gewesen, etwas für mich zu tun. Das wollte ich. Nicht ihn um Hilfe bitten. Irgendwo selbstständig von vorn anfangen. Einfach und bescheiden leben. Clemency war einverstanden. Nur gerade das Nötigste zum Leben haben... Wir waren uns einig... ach, meine Frau ist wundervoll.«

»Und weshalb änderten Sie Ihren Entschluss? Wie kam es, dass Sie doch zu Ihrem Vater gingen und um finanzielle Hilfe baten?«

Roger starrte ihn an.

»Aber das tat ich ja gar nicht!«

»Na, na, Mr Leonides.«

»Sie irren sich. Ich ging nicht zu ihm. Er ließ mich kommen. Er hatte irgendein Gerücht gehört. Er fragte mich, und da wurde ich natürlich schwach und sagte ihm alles. Ich sagte zu ihm, es gehe mir weniger um das Geld als um das Gefühl, ihn enttäuscht zu haben, nachdem er auf mich gebaut hatte.« Roger schluckte krampfhaft. »Der Gute... Sie können sich nicht vorstellen, wie gütig er zu mir war. Kein Wort des Vorwurfs. Nur Güte. Ich sagte ihm, dass ich keine Hilfe wollte, sondern wie geplant fortzugehen beabsichtigte. Aber darauf ließ er sich nicht ein. Er bestand darauf, einzuspringen und der Lebensmittel-AG wieder auf die Beine zu helfen.«

Taverner fiel schneidend ein: »Sie möchten uns glauben machen, dass Ihr Vater Ihnen finanziell beistehen wollte?«

»Gewiss. Er gab seiner Bank Anweisungen.«

Vermutlich sah Roger die Ungläubigkeit auf den Gesichtern der beiden Männer. Er errötete und fuhr fort: »Den Brief habe ich noch. Ich hätte ihn absenden sollen. Aber dann vergaß ich ihn über dem Schrecken und dem Durcheinander. Wahrscheinlich habe ich ihn sogar bei mir...« Er zog seine Brieftasche hervor und kramte darin herum. Schließlich fand er einen Briefumschlag. »Da, lesen Sie, wenn Sie mir nicht glauben.«

Mein Vater riss den Umschlag auf. Taverner trat neben ihn. Ich bekam den Brief erst später zu sehen. Darin wurde die Bank Greatorex & Hanbury beauftragt, bestimmte Papiere zu verkaufen und am folgenden Tag einen Vertreter zu schicken, der Anweisungen betreffs der Lebensmittel-AG entgegennehmen sollte. Einiges blieb mir unverständlich; doch an sich war das Schreiben durchaus klar.

Taverner füllte eine Empfangsbescheinigung aus und reichte sie Roger: »Wir behalten den Brief vorläufig noch, Mr Leonides. Was taten Sie, nachdem Ihr Vater Ihnen diesen Brief gegeben hatte?«

»Ich ging in meine Wohnung zurück. Meine Frau war gerade heimgekommen. Ich erzählte ihr, was mein Vater vorhatte.«

»Und wann wurden Sie wieder zu ihm geholt?«

»Warten Sie... eine halbe Stunde oder vielleicht eine Stunde später. Brenda kam ganz entsetzt zu uns. Ich lief sofort mit ihr hinüber. Aber das sagte ich Ihnen ja schon.«

»Betraten Sie während Ihres ersten Besuchs das Badezimmer Ihres Vaters?«

»Ich glaube nicht. Nein, sicher nicht. Aber Sie können doch unmöglich glauben, dass ich...«

Mein Vater erstickte die jähe Entrüstung, indem er aufstand und Roger die Hand drückte.

»Besten Dank, Mr Leonides. Sie haben uns weitergeholfen. Nur hätten Sie uns all das früher sagen sollen.«

Die Tür schloss sich hinter Roger Leonides. Ich erhob mich und las den Brief.

»Es könnte eine Fälschung sein«, meinte Taverner hoffnungsvoll.

»Das glaube ich nicht«, entgegnete mein Vater. »Der alte Leonides wollte seinem Sohn aus der Patsche helfen. Das konnte er als Lebender besser besorgen als Roger nach dem Tod des Vaters, zumal ja das Testament nicht auffindbar ist und folglich Rogers Erbschaft fraglich bleibt. Das ergibt Verzögerungen und Schwierigkeiten. Wie die Dinge jetzt stehen, muss die Firma zusammenbrechen. Nein, Taverner, Roger Leonides und seine Frau hatten kein Motiv, den Alten aus dem Weg zu räumen. Im Gegenteil...« Er brach ab und wiederholte nachdenk-

lich, als ob ihm plötzlich etwas eingefallen wäre: »Im Gegenteil...«

»Was meinen Sie?«, fragte Taverner.

»Wenn Aristide Leonides nur vierundzwanzig Stunden länger gelebt hätte, wäre Roger alle Schwierigkeiten los gewesen.«

»Hm«, machte Taverner. »Glauben Sie, dass jemand im Hause Roger den Ruin wünschte? Jemand, der entgegengesetzte finanzielle Interessen hatte? Leuchtet mir nicht sehr ein.«

»Wie sieht die Sache jetzt eigentlich aus?«, fragte mein Vater. »Wer erbt denn nun?«

Taverner stieß einen Seufzer aus.

»Sie wissen ja, wie Juristen sind. Man bekommt keine klare Auskunft von ihnen. Es gibt ein früheres Testament, das er bei der zweiten Eheschließung aufgesetzt hatte. Danach erhält die zweite Frau dieselbe Summe, Miss Haviland weniger, der Rest geht an Philip und Roger. Ich hätte gedacht, dass dieses Testament in Kraft treten würde, da das spätere nicht unterzeichnet ist; aber so einfach scheint die Sache nicht zu sein, weil Zeugen vorhanden sind, die der Unterzeichnung beiwohnten und die ›Absicht des Testators‹ beschwören können. Wenn keins der beiden Testamente gültig ist, erbt die Witwe alles oder hat zumindest lebenslangen Nießnutz.«

»Dann würde also Brenda Leonides am meisten profitieren?«

»Ja. Wenn wirklich ein Schwindel dahintersteckt, müsste sie eigentlich davon wissen. Aber wie?«

Das ahnte ich auch nicht. Die Sache war uns schleierhaft. Aber wir sahen sie natürlich verkehrt an.

Nachdem Taverner gegangen war, fragte ich: »Sag, Dad, was für ein Mensch ist ein Mörder?«  
 Mein Alter Herr sah mich nachdenklich an.

»Ich weiß nicht, ob ich die richtige Person bin, dir da Auskunft zu geben. Ein Psychologe oder ein Psychiater könnte das wohl besser. Aber du möchtest wohl hören, was ich persönlich aufgrund meiner Erfahrungen von Verbrechern halte?«

»Ja, genau das«, antwortete ich dankbar.

Mein Vater beschrieb mit dem Zeigefinger einen Kreis auf dem Schreibtisch. »Was für ein Mensch ist ein Mörder?« Ein schwaches, leicht schwermütiges Lächeln glitt über sein Gesicht. »Manche Mörder sind durchaus nette Menschen.«

Ich muss ihn wohl entsetzt angesehen haben, denn er bekräftigte: »O ja, ganz gewöhnliche nette Menschen wie du und ich oder wie der Mann, der vorhin hier war – Roger Leonides.«

Der Mörder ist als Verbrecher ein Amateur. Ich spreche natürlich von dem Typus, an den du denkst, nicht an Gangster. Sehr oft hat man das Gefühl, dass diese gewöhnlichen, netten Menschen überrumpelt worden sind, dass sie zufällig zu Mördern geworden sind. Sie waren in der Klemme, oder sie wünschten sich glühend etwas – eine Frau oder Geld –, und sie brachten einen Menschen um, um das Gewünschte zu erlangen. Die Hemmungen, die die meisten von uns haben, fehlen bei ihnen. Ein Kind zum Beispiel handelt auch ohne Hemmungen.

Wenn es auf seine Katze böse ist, sagt es: »Ich bringe dich um«, und schlägt mit dem Hammer auf den Kopf des Tieres. Und dann bricht ihm beinahe das Herz, weil die Katze nicht mehr zum Leben zu erwecken ist! Viele kleine Kinder richten aus Geltungsbedürfnis ähnliches Unheil an. Später entwickelt sich in ihnen das Gefühl für Recht und Unrecht. Einige Menschen aber bleiben moralisch unreif. Sie wissen zwar, dass Mord ein Unrecht ist; aber sie haben kein Gefühl dafür. Bei den Fällen, die mir untergekommen sind, haben die Mörder keine wirkliche Reue empfunden. Und das ist vielleicht das Kainszeichen.«

»Glaubst du, dass jemand den alten Leonides so sehr gehasst hat, dass er ihn umbrachte?«

»Reiner Hass? Sehr unwahrscheinlich, würde ich sagen.« Mein Vater blickte mich neugierig an. »Mit Hass meinst du vermutlich eine bis zum Äußersten gesteigerte Abneigung. Hass aus Eifersucht ist etwas anderes, er entsteht aus Liebe und Verdrängung. Constance Kent, sagten alle, liebte ihren kleinen Bruder sehr, den sie umbrachte. Aber sie wollte die Aufmerksamkeit und Liebe, die man ihm entgegengebracht hatte, für sich haben. Ich glaube, die Menschen töten öfter jemanden, den sie lieben, als jemanden, den sie hassen. Vielleicht weil nur ein Mensch, den man liebt, einem das Leben wirklich zur Hölle machen kann. Aber all das hilft dir nicht weiter, nicht wahr? Du brauchst wohl eher ein Merkmal, das es dir ermöglicht, aus einer Gruppe anscheinend normaler und netter Menschen einen Mörder herauszufinden?«

»Ja.«

»Gibt es so etwas überhaupt? Ich bezweifle es. Wenn es denn eines gibt, dann würde ich vielleicht sagen: Eitelkeit.«

»Eitelkeit?«

»Ja, ich habe noch nie einen Mörder getroffen, der nicht eitel war. Bei neunzig Prozent führt die Eitelkeit zur Tat, und meist sind die Verbrecher überzeugt, dass sie infolge ihrer Geschicklichkeit nicht überführt werden.« Er fügte hinzu: »Noch ein wichtiger Punkt: Der Mörder hat den Drang zu reden.«

»Zu reden?«

»Ja, siehst du, wenn man einen Mord begangen hat, gerät man in große Einsamkeit. Man möchte mit einem Menschen über alles sprechen, und das ist unmöglich. Und deshalb wird der Drang immer stärker. Wenn man auch nicht darüber sprechen kann, wie man die Tat vollführt hat, so kann man wenigstens über Mordfragen an sich reden, theoretisieren, diskutieren. Ich an deiner Stelle würde vor allem diesen Punkt beachten, Charles. Natürlich musst du dich dabei vor Vorurteilen hüten. Ob schuldig oder unschuldig, alle werden sich über die Möglichkeit freuen, mit einem Fremden zu sprechen, weil sie zu dir Dinge sagen können, die sie voreinander verschweigen müssen. Aber vielleicht lässt sich ein Unterschied erkennen. Ein Mensch, der etwas zu verbergen hat, muss sich Zügel anlegen, darf nicht alles sagen, und wenn er falsche Informationen gibt, begeht er fast immer einen Schnitzer. Sprich also mit den Leuten im Hause Leonides, Charles, und gib Acht auf einen Schnitzer oder eine verräterische Bemerkung.«

Ich berichtete ihm daraufhin, was Sophia von der Grausamkeit ihrer Angehörigen gesagt hatte, und er hörte interessiert zu.

»Da hat deine Sophia nicht so Unrecht«, versetzte er dann. »In den meisten Familien findet man eine derartige Achillesferse. Viele Menschen können mit einer Schwäche fertigwerden; aber es ist viel schwieriger, wenn diese Schwäche in verschiedener Form auftritt. Nimm die Havilandsche Grausamkeit und die Leonidessche Gewissen-

losigkeit – gegen die Havilands lässt sich gar nichts sagen, weil sie nicht gewissenlos sind, und die Leonides sind zwar gewissenlos, aber doch gütig. Wenn aber nun ein Abkömmling beide Charaktermerkmale erbt... verstehst du, was ich meine?»

Ich nickte.

»Na, kümmere dich nicht um diese verwickelten Dinge. Rede mit den Leuten. Ihr beide, du und Sophia, müsst die Wahrheit erfahren.« Als ich zur Tür ging, fügte er hinzu: »Aber Vorsicht mit dem Kind.«

»Mit Josephine? Soll sie nicht erfahren, was ich im Schilde führe?»

»Nein, das meinte ich nicht. Gib Acht auf sie. Ich möchte nicht, dass ihr etwas zustößt.« Auf meinen verwunderten Blick hin fügte er hinzu: »Ich bitte dich, Charles, in dem Hause ist ein kaltblütiger Mörder. Josephine scheint manches zu wissen. Jedenfalls wusste sie über Roger Bescheid, wenn sie auch zu dem falschen Schluss gelangte, ihn für einen Betrüger zu halten. Kinder sind oft schlauer als Erwachsene. Stell ihr keine Fragen, sondern lass sie von sich aus reden; vielleicht erfährst du auf diese Weise noch mehr. Aber gib Acht auf sie. Möglich, dass sie sogar zu viel weiß und deshalb für jemanden gefährlich ist.«

Mit einem leichten Schuldgefühl begab ich mich zu dem krummen Hause (so nannte ich es im Stillen). Ich hatte zwar berichtet, was mir durch Josephine über Roger zugetragen worden war, hingegen verschwiegen, dass Brenda und Laurence Brown einander Liebesbriefe schrieben. Ich entschuldigte mich deswegen vor mir selbst, indem ich mir weismachte, dass kein Anlass bestand, diese Aussage für wahr zu halten; aber im Grunde widerstrebte es mir, noch mehr Indizien gegen Brenda Leonides anzuhäufen. Ihre Stellung in dem Hause rührte mich – umgeben von einer feindlich eingestellten Familie, die eine geeinte Front gegen sie bildete. Wenn diese Liebesbriefe wirklich vorhanden waren, würde Taverner sie zweifellos aufspüren. Außerdem hatte Brenda mir ja versichert, dass ihre Beziehung zu Laurence durchaus harmlos sei, und ich neigte dazu, ihr eher zu glauben als der böartigen Josephine. Hatte Brenda nicht selbst angedeutet, Josephine sei »nicht richtig im Kopf«?

Ich verdrängte meine unbehagliche Überzeugung, dass Josephine durchaus richtig im Kopf war. Ich wollte nicht an den intelligenten Ausdruck ihrer dunklen Augen denken.

Ich hatte Sophia angerufen und gefragt, ob ich kommen dürfe, und sie hatte mich sogar um meinen sofortigen Besuch gebeten, mit der Begründung, sie würde sonst noch verrückt, wenn sie nicht mit einem Menschen sprechen könnte.

Es war niemand in Sicht, als ich vor dem Hause vorfuhr. Ich wusste nicht recht, ob ich läuten oder einfach eintreten sollte. Die Haustür stand offen.

Während ich noch überlegte, hörte ich hinter mir ein Geräusch. Ich wandte rasch den Kopf. Josephine stand, das Gesicht teilweise von einem großen Apfel verdeckt, in der Öffnung der Hecke und musterte mich. Als ich sie ansah, verschwand sie.

»Hallo, Josephine!«, rief ich.

Ich überquerte den Auffahrtsweg und folgte ihr. Sie saß auf der unbequemen Holzbank am Goldfischteich, ließ die Beine baumeln und biss in ihren Apfel, über dessen rosiger Rundung mich ihre Augen düster betrachteten, und zwar, wie mir schien, mit offenkundiger Feindseligkeit.

»Da bin ich wieder, Josephine«, sagte ich. Das war ein ungeschickter Anfang; aber ihr Schweigen und ihr starrer Blick machten mich nervös. Mit ausgesprochenem Sinn für Strategie gab sie noch immer keine Antwort.

»Ist der Apfel gut?«, erkundigte ich mich.

Diesmal geruhte sie zu antworten, allerdings höchst einsilbig: »Holzig.«

»Schade. Ich mag holzige Äpfel nicht.«

Josephine versetzte wütend: »Niemand mag holzige Äpfel.«

»Warum bist du vor mir davongelaufen?«

»Sie haben alles der Polizei weitererzählt.«

»Oh!« Ich war etwas verblüfft. »Meinst du, über...«

»Über Onkel Roger.«

»Aber es ist alles in Ordnung«, beteuerte ich. »Die Polizei weiß, dass er nichts Schlimmes getan hat. Er hat nämlich gar kein Geld unterschlagen oder etwas dergleichen gemacht.«

Josephine warf mir einen erbitterten Blick zu.

»Wie dumm Sie sind. So geht ein Detektiv nicht vor. Wissen Sie denn nicht, dass man der Polizei nie etwas verraten darf?«

»Ach so. Es tut mir wirklich leid, Josephine.«

»Ich habe Ihnen vertraut«, sagte sie vorwurfsvoll.

Ich entschuldigte mich nochmals, woraufhin sie etwas besänftigt schien. Sie biss abermals in den Apfel.

»Die Polizei hätte das alles ohnehin herausgefunden«, sagte ich. »Wir beide hätten das Geheimnis nicht wahren können.«

»Meinen Sie, weil er vor dem Bankrott steht?«

Wie üblich war sie gut unterrichtet.

»Es wird wohl dazu kommen.«

»Heute Abend wird man darüber sprechen«, sagte Josephine. »Meine Eltern und Onkel Roger und Tante Edith. Tante Edith wird ihm ihr Geld abtreten, aber ich glaube nicht, dass Vater es auch tun wird. Er sagt, Onkel Roger ist selbst schuld daran, dass er in die Patsche geraten ist, und er würde sich kaum bessern. Mutter wird sicher auch nichts davon wissen wollen, weil sie ja möchte, dass Vater das Geld in *Edith Thompson* steckt. Wissen Sie, wer Edith Thompson war? Sie war verheiratet; aber sie liebte ihren Mann nicht. Sie war verliebt in einen jungen Mann namens Bywater, der zur See fuhr, und nach dem Theater erstach er den Ehemann von hinten auf der Straße.«

Ich staunte wiederum über Josephines Wissen und auch über ihren Sinn für Dramatik, der sie das Wesentliche eines Theaterstücks mit wenigen Worten erfassen ließ.

»Das hört sich ganz gut an«, fuhr sie fort, »aber ich glaube nicht, dass das Stück spannend sein wird. Es wird wohl genauso wie *Isebel* sein.« Sie seufzte. »Ich möchte wirklich wissen, warum die Hunde ihre Hände und Füße nicht gefressen haben.«

»Josephine«, begann ich, »du sagtest, du wüsstest fast sicher, wer der Mörder ist.«

»Ja und?«

»Wer ist es?«

Sie sah mich ärgerlich an.

»Ich verspreche dir, Chefinspektor Taverner nichts zu verraten.«

»Ich brauche noch ein paar Beweise. Aber ich würde es Ihnen ohnehin nicht sagen.« Sie warf das Apfelgehäuse in den Goldfischteich. »Sie sind ein Watson.«

Ich schluckte diese Beleidigung.

»Na schön, ich bin ein Watson. Aber sogar Watson erfuhr immer alles, was Sherlock Holmes sich dachte. Würde es dir nicht Spaß machen zu sehen, wie ich lauter falsche Schlüsse ziehe?«

Einen Augenblick fühlte sie sich versucht. Doch dann schüttelte sie den Kopf. »Nein.« Sie fügte hinzu: »Sherlock Holmes interessiert mich ja gar nicht. Er ist altmodisch. Damals hatte man noch keine Autos.«

»Was ist eigentlich mit den Briefen?«, fragte ich.

»Mit was für Briefen?«

»Mit den Briefen, die Laurence Brown und Brenda einander geschrieben haben.«

»Das war eine Erfindung von mir.«

»Glaube ich nicht.«

»Doch. Ich erfinde oft etwas. Das macht mir Spaß.«

»Hör einmal, Josephine. Ein Bekannter von mir arbeitet im Britischen Museum. Er kennt die Bibel sehr genau. Wenn ich von ihm erfahre, warum die Hunde Isebels Hände und Füße nicht gefressen haben, sagst du mir dann über die Briefe Bescheid?«

Diesmal zögerte Josephine wirklich. Irgendwo, nicht sehr weit entfernt, knackte ein Zweig. Josephine sagte ausdruckslos: »Nein, ich mag nicht.«

»Na schön. Es ist ja nur ein Spiel. Natürlich weißt du in Wirklichkeit gar nichts.«

In Josephines Augen blitzte es; aber sie widerstand dem Köder. Ich erhob mich.

»Ich muss jetzt hingehen und Sophia suchen. Komm mit.«

»Ich bleibe hier.«

»Nein, du kommst mit mir.« Ohne alle Umstände zerrte ich sie auf die Füße. Sie schien widersprechen zu wollen, ergab sich dann aber mit einer gewissen Anmut, zum Teil wohl, weil sie zu beobachten gedachte, wie man im Haus auf meine Anwesenheit reagierte.

Ich wollte sie unbedingt mitnehmen, weil der Zweig geknackt hatte.

Aus dem großen Salon drang Stimmengemurmel. Ich trat jedoch nicht ein, sondern ging durch den Flur und stieß, von einem unbewussten Impuls getrieben, eine Pendeltür auf. Der Gang dahinter war dunkel, aber plötzlich wurde eine Tür geöffnet, die den Blick auf eine große, erhellte Küche frei gab. In der Öffnung erschien eine ziemlich dicke, alte Frau, die eine fleckenlose weiße Schürze trug. Sowie ich sie sah, überkam mich ein Gefühl der Sicherheit, jenes Gefühl, das einem eine gutmütige Kinderfrau immer vermittelt. Ich war damals fünfunddreißig Jahre alt; aber mir war zu Mute wie einem getrösteten vierjährigen Jungen.

Meines Wissens hatte Nannie mich noch nie gesehen; aber sie sagte sogleich: »Mr Hayward, nicht wahr? Kommen Sie in die Küche; ich gebe Ihnen eine Tasse Tee.«

Die Küche war gemütlich. Ich setzte mich an den Milteltisch, und Nannie brachte mir eine Tasse Tee und einen Teller mit Gebäck. Ich fühlte mich immer wohler in ihrer Obhut. Alles war gut, und ich hatte keine Angst mehr vor der Dunkelheit und dem Unbekannten.

»Miss Sophia wird froh sein, dass Sie gekommen sind«, sagte Nannie. »Sie wird allmählich ziemlich nervös.« Missbilligend fügte sie hinzu: »Alle sind nervös.«

Ich blickte über die Schulter.

»Wo ist Josephine? Sie kam doch mit mir.«

Nannie schmalzte abfällig mit der Zunge.

»Sie wird wohl an den Türen horchen und in das dumme Büchlein, das sie immer mit sich herumschleppt, Eintragungen machen. Sie sollte in die Schule gehen und gleichaltrige Spielgefährten haben. Miss de Haviland findet das auch; aber der alte Herr meinte, zuhause wäre sie am besten aufgehoben.«

»Er hatte sie wohl sehr gern«, antwortete ich.

»O ja. Er hatte alle sehr gern.«

In diesem Augenblick kam Sophia schnell herein.

»O Charles!«, rief sie. »Ach, Nannie, ich bin so froh, dass er gekommen ist.«

»Das dachte ich mir.« Nannie ergriff einige Töpfe und Pfannen und verschwand damit in eine Spülküche. Sie schloss die Tür hinter sich.

Ich stand auf und trat zu Sophia, legte die Arme um sie und zog sie an mich.

»Liebling, du zitterst ja. Was ist los?«

»Ich habe Angst, Charles. Ich habe Angst.«

»Ich liebe dich«, sagte ich. »Wenn ich dich fortbringen könnte...«

Sie löste sich von mir und schüttelte den Kopf.

»Unmöglich. Wir müssen durchhalten. Aber du verstehst mich sicher... es ist ein schreckliches Gefühl zu wissen, dass jemand in diesem Hause, jemand, mit dem ich jeden Tag spreche, ein kaltblütiger, berechnender Giftmörder ist.«

Darauf wusste ich keine Antwort. Einem Menschen wie Sophia kann man keinen sinnlosen Trost spenden.

»Weißt du, wovor ich am meisten Angst habe?«, hauchte sie. »Dass wir es vielleicht nie erfahren werden...«

Ich konnte mir gut vorstellen, wie quälend das sein würde, und es erschien mir durchaus wahrscheinlich, dass es nie herauskommen würde, wer den alten Leonides

getötet hatte. Aber in diesem Zusammenhang fiel mir auch ein, was ich Sophia hatte fragen wollen.

»Sag mir, Liebes, wie viele Leute hier im Hause wussten, wo dein Großvater die Eserintropfen aufbewahrte, und wer wusste, dass sie giftig sind, und in welcher Dosis sie gefährlich werden können?«

»Ich verstehe, worauf du hinauswillst, Charles. Aber das bringt leider nichts. Wir wussten nämlich alle Bescheid.«

»Nun ja, im großen Ganzen...«

»Nein, genau. Einmal waren wir alle bei Großvater zum Kaffee. Er versammelte gern die ganze Familie um sich. Damals machten ihm seine Augen besonders zu schaffen. Brenda holte die Flasche und träufelte ihm einen Tropfen in jedes Auge. Da fragte Josephine, die immer alles wissen will: »Warum steht auf der Flasche: Augentropfen, nur äußerlich anzuwenden? Was würde geschehen, wenn du sie austrinkst?« Großvater lächelte und sagte: Wenn Brenda sich einmal irrt und mir anstatt Insulin die Augentropfen einspritzt, dann laufe ich wahrscheinlich ganz blau an, schnappe nach Luft und sterbe, weil mein Herz nicht sehr stark ist.« Josephine sagte: »Hu«, und Großvater fuhr fort: »Deshalb müssen wir aufpassen, dass Brenda das Insulin nicht mit dem Eserin verwechselt, nicht wahr?« Sophia machte eine Pause. »Wir waren alle dabei. Verstehst du? Wir hörten es alle!«

Ich verstand. Ich hatte mir gleich gedacht, dass ein wenig Kenntnis vorauszusetzen war. Jetzt aber ging mir auf, dass der alte Leonides die Anweisung für den Mord selbst gegeben hatte. Der Mörder hatte gar keinen Plan ausarbeiten müssen. Ich holte tief Atem. Sophia, die meine Gedanken offenbar erriet, meinte: »Schrecklich, nicht?«

Langsam sagte ich: »Weißt du, Sophia, ich glaube, du hast Recht. Brenda kann es nicht gewesen sein. Sie konnte dieses Verfahren doch gar nicht wählen, wenn ihr alle dabei wart.«

»Sie ist aber in gewisser Weise sehr dumm.«

»So dumm denn doch nicht.«

Sophia trat ein paar Schritte zurück.

»Du möchtest nicht, dass Brenda es getan hat, nicht wahr?«

Was sollte ich darauf antworten? Ich brachte es einfach nicht über mich zu sagen: »Doch, hoffentlich hat sie es getan.« Warum nicht? Nur wegen des Gefühls, dass Brenda ganz allein stand und dass die ganze Familie eine geschlossene Front gegen sie bildete? Aus Ritterlichkeit? Aus Mitleid mit dem Schwächeren? Mit dem Wehrlosen? Ich dachte daran, wie sie in ihrer teuren Trauerkleidung auf dem Sofa gesessen hatte, dachte an die Hoffnungslosigkeit ihrer Stimme, an die Angst in ihren Augen.

Nannie kehrte zu gelegener Zeit aus der Spülküche zurück. Ich weiß nicht, ob sie eine gewisse Spannung zwischen Sophia und mir spürte, jedenfalls sagte sie missbilligend: »Nicht immer von Morden und dergleichen reden. Das sollte man der Polizei überlassen, die sich mit so grässlichen Dingen befassen muss.«

»Ach Nannie, ist dir denn nicht klar, dass jemand hier im Hause ein Mörder ist?«

»Unsinn! Steht nicht immerzu die Haustür offen, sodass jederzeit eingebrochen werden kann?«

»Ein Einbrecher kann es nicht gewesen sein; es ist ja nichts gestohlen worden. Und warum sollte ein Einbrecher einen Menschen vergiften?«

»Ich sagte ja gar nicht, dass es ein Einbrecher war«, entgegnete Nannie. »Ich sagte nur, dass immer alle Türen offen stehen. Meiner Überzeugung nach waren es die Kommunisten.«

Sie nickte heftig.

»Weshalb hätten denn die Kommunisten Großvater ermorden sollen?«

»Es heißt doch immer, sie steckten hinter allem. Und wenn es nicht die Kommunisten waren, dann waren es die Katholiken.« Mit der Würde eines Menschen, der Endgültiges ausgesagt hatte, verschwand Nannie wieder in der Spülküche.

Sophia und ich lachten.

»Eine gute, alte Protestantin«, sagte ich.

»Ja, wahrhaftig. Komm, Charles, wir wollen in den Salon gehen. Dort findet eine Art Familiensitzung statt. Sie sollte erst am Abend sein, hat aber früher angefangen.«

»Ich möchte mich lieber nicht aufdrängen.«

»Wenn du in diese Familie einheiraten willst, schau dir nur an, wie sie aussieht, sobald sie die Samthandschuhe ablegt.«

»Worum geht es denn?«

»Um Rogers Angelegenheiten. Du scheinst ja schon im Bilde zu sein. Aber du bist verrückt, wenn du denkst, Roger hätte Großvater umgebracht. Roger hat ihn heiß geliebt.«

»Ich hatte auch nicht ihn in Verdacht. Eher Clemency.«

»Auch da irrst du dich. Ich glaube, Clemency schert es gar nicht, wenn Roger kein Vermögen mehr hat. Vielleicht würde ihr das sogar gefallen. Sie hat eine sonderbare Leidenschaft für Besitzlosigkeit.«

Als Sophia und ich den Salon betraten, brach das Gespräch jählings ab. Alle schauten uns an.

Philip saß in einem großen, rot brokatenen Lehnstuhl zwischen den Fenstern; sein Gesicht war eine kalte, ernste Maske. Er sah aus wie ein Richter, der im Begriff ist, ein Urteil zu fällen. Roger saß rittlings auf einem dick gepolsterten Hocker am Kamin. Er war sich mit der Hand durch die Haare gefahren, sodass sie rings um seinen Kopf abstanden. Sein linkes Hosenbein war hochgerutscht, und seine Krawatte hing schief. Er sah erhitzt

und streitlustig aus. Clemency saß hinter ihm; ihre schlanke Gestalt wirkte in dem großen Sessel besonders zierlich. Teilnahmslos starrte sie auf die getäfelte Wand. Edith saß kerzengerade in einem Großvaterstuhl. Sie strickte mit unglaublicher Energie; ihre Lippen waren fest zusammengepresst. Den schönsten Anblick boten Magda und Eustace. Sie sahen aus wie ein Porträt von Gainsborough. Sie schmiegt sich auf dem Sofa aneinander, der schöne, dunkle Knabe mit einem finsternen Gesichtsausdruck, neben ihm, den einen Arm auf der Rückenlehne, Magda, eine Fürstin im Taftkleid.

Philip runzelte die Brauen und sagte: »Es tut mir leid, Sophia, aber wir behandeln gerade Familienangelegenheiten.«

Ediths Stricknadeln klapperten. Ich wollte mich mit einer Entschuldigung zurückziehen; doch Sophia kam mir zuvor. Ihre Stimme war klar und entschieden: »Charles und ich sind verlobt. Ich möchte, dass er bleibt.«

»Warum auch nicht?«, rief Roger und sprang mit explosiver Energie von seinem Hocker auf. »Ich sage dir ja schon die ganze Zeit, Philip, dass es keine Privatangelegenheit ist! Morgen oder übermorgen wird die ganze Welt es wissen.« Er trat zu mir und legte mir freundlich die Hand auf die Schulter. »Überhaupt wissen Sie ja alles, mein Lieber. Sie waren ja heute Vormittag dabei.«

Magda lehnte sich vor.

»Oh, wie sieht es bei Scotland Yard aus? Das wollte ich schon immer wissen. Schreibtische? Stühle? Was für Vorhänge? Wohl keine Blumen? Ein Diktiergerät?«

»Lass gut sein, Mutter«, sagte Sophia. »Du hast ja ohnehin die Scotland-Yard-Szene streichen lassen. Du fandest, dass sie abfällt.«

»Sie macht das Ganze zu sehr zu einem Kriminalstück«, antwortete Magda. »*Edith Thompson* ist ein psychologi-

sches Schauspiel... oder ein psychologisches Drama... Was klingt deiner Meinung nach besser?»

»Sie waren heute Vormittag dabei?«, fragte Philip mich schneidend. »Wieso? Ach so, natürlich... Ihr Vater...« Er runzelte wieder die Brauen. Ich spürte deutlich, dass ich unwillkommen war; aber Sophia hielt meinen Arm fest.

Clemency schob mir einen Stuhl hin.

»Nehmen Sie doch Platz.«

Ich bedachte sie mit einem dankbaren Blick und setzte mich. »Ihr mögt sagen, was ihr wollt«, ließ Edith sich vernehmen, offenbar den Faden da wieder aufgreifend, wo das Gespräch unterbrochen worden war, »aber ich finde, wir sollten Aristides Wünsche achten. Wenn die Sache mit dem Testament in Ordnung geht, steht dir meine Erbschaft zur Verfügung, Roger.«

Roger fuhr sich aufgeregt durch die Haare.

»Nein, Tante Edith, nein, nein!«

»Ich wünschte, ich könnte dasselbe sagen«, fiel Philip ein. »Aber man muss jeden Faktor in Betracht ziehen...«

»Phil, verstehst du denn nicht? Ich werde von keinem einen Penny annehmen.«

»Natürlich kann er das nicht!«, rief Clemency.

»Außerdem, Edith«, sagte Magda, »wenn die Sache mit dem Testament wirklich in Ordnung kommt, erbt er ja selbst.«

»Aber das lässt sich doch sicher nicht mehr beizeiten ausbügeln, oder doch?«, fragte Eustace.

»Davon verstehst du nichts, Eustace«, verwies Philip ihn scharf.

»Der Junge hat vollkommen Recht«, trumpfte Roger auf. »Er hat den springenden Punkt berührt. Der Zusammenbruch lässt sich nicht mehr verhindern.«

Er sprach, als ob er erleichtert wäre.

»Es gibt wirklich nichts zu bereden«, sagte Clemency.

»Und was macht es überhaupt aus?«

»Ich würde denken, es macht sehr viel aus, Roger«, entgegnete Philip und presste die Lippen zusammen.

»Nein, nein! Zählt überhaupt etwas im Vergleich zu der Tatsache, dass Vater tot ist? Vater ist tot! Und ihr sitzt hier und redet nur über Geldangelegenheiten!«

Ein feines Rot stieg in Philips blasse Wangen.

»Wir wollen dir ja nur helfen«, gab er steif zurück.

»Ich weiß, alter Junge, ich weiß. Aber da lässt sich nichts machen. Lassen wir es also.«

»Ich glaube«, sagte Philip, »ich könnte vielleicht einen bestimmten Betrag aufbringen. Die Aktien sind sehr gefallen, und mein Kapital ist zu einem Teil so festgelegt, dass ich nicht dran kann... Magdas Vereinbarung mit dem Theater und so weiter... aber...«

Magda unterbrach ihn rasch: »Du kannst das Geld keinesfalls aufbringen. Es wäre lächerlich, das zu versuchen, und den Kindern gegenüber nicht recht.«

»Ich sage euch doch, ich will kein Geld!«, schrie Roger. »Ich bin schon ganz heiser von dieser ewigen Wiederholung. Ich bin durchaus zufrieden, wenn die Dinge ihren Lauf nehmen.«

»Es ist eine Prestigefrage«, erwiderte Philip. »Eine Prestigefrage, die Vater und uns betrifft.«

»Die Familie hat mit der Firma nichts zu tun. Ich allein hafte.« Edith de Haviland stand auf und sagte: »Ich finde, wir haben genug darüber geredet.« In ihrer Stimme lag jene Autorität, die ihre Wirkung nie verfehlt.

Philip und Magda erhoben sich ebenfalls. Eustace schlurfte aus dem Zimmer. Er hinkte nicht stark; aber man merkte doch, dass er im Gehen etwas behindert war.

Roger hakte sich bei Philip ein und sagte: »Lieb von dir, Phil, dass du überhaupt daran gedacht hast!« Die Brüder entfernten sich zusammen.

Magda murmelte: »So ein Aufhebens!« und folgte ihnen.

Sophia sagte, sie müsse sich um mein Zimmer kümmern, und eilte hinterdrein.

Edith rollte ihre Strickerei zusammen. Sie sah mich an, und ich dachte, sie würde etwas zu mir sagen. In ihrem Blick lag ein Flehen. Doch sie überlegte es sich anscheinend anders, seufzte und ging ebenfalls.

Clemency war ans Fenster getreten und schaute in den Garten hinaus. Ich stellte mich neben sie. Sie wandte mir leicht den Kopf zu und sagte: »Gott sei Dank, dass es vorüber ist.« Mit Abscheu fügte sie hinzu: »Was für ein geschmackloses Zimmer!«

»Gefällt es Ihnen nicht?«

»Ich kann hier kaum atmen. Es riecht immer nach halb verwelkten Blumen und Staub.«

Ich fand, dass sie dem Zimmer Unrecht tat, aber ich begriff, was sie meinte. Es hatte entschieden keine Weite. Trotzdem zog ich es Clemencys eigenem, abstrakten Ambiente oben vor. Im Prinzip ist mir ein Boudoir lieber als ein Operationssaal.

Sie sah sich um und sagte: »Es ist wie eine Bühnendekoration. Eine Bühne, auf der Magda ihre Rollen spielen kann. Haben Sie gemerkt, was eben los war? Zweiter Akt: Familienrat. Magda hat das Ganze inszeniert. Es war völlig sinnlos. Es gab gar nichts zu bereden. Alles ist längst erledigt.« Ihre Stimme klang keineswegs traurig, eher befriedigt. Sie fing meinen Blick auf. »Ach, Sie verstehen nicht?«, fragte sie ungeduldig. »Wir sind frei – endlich! Begreifen Sie nicht, dass Roger jahrelang unglücklich war? Er hat nicht die geringste kaufmännische Begabung. Er liebt Landwirtschaft und Viehzucht. Aber er hing an sei-

nem Vater – alle hingen an ihm. Das ist's, was hier verkehrt ist – zu viel Familiensinn. Ich meine nicht, dass der Alte ein Tyrann war oder die andern ausnutzte. O nein. Er gab ihnen Geld und Freiheit. Er liebte sie, und sie liebten ihn.«

»Und das finden Sie verkehrt?«

»Ja. Ich finde, wenn Kinder erwachsen sind, muss man sie ihr eigenes Leben leben lassen. Mein Schwiegervater war für Roger eine zu starke Persönlichkeit. Er wollte alles tun, was sein Vater von ihm wünschte, wollte der Sohn sein, nach dem sein Vater sich sehnte. Aber das konnte er nicht. Sein Vater überschrieb ihm die Lebensmittel-AG, seine besondere Freude und sein ganzer Stolz, und Roger gab sich alle Mühe, in die Fußstapfen des Vaters zu treten. Aber diese Tätigkeit liegt ihm nun einmal nicht. In kaufmännischen Dingen ist mein Mann... nun ja, ich will es unverblümt sagen... ein Dummkopf. Er litt sehr darunter. Jahrelang litt er und kämpfte, musste zusehen, wie es mit dem Geschäft immer mehr bergab ging und wie er mit all seinen Einfällen und Plänen scheiterte. Sie wissen nicht, wie unglücklich er war. Ich weiß es.« Sie sah mich voll an. »Und Sie bedeuteten wahrhaftig der Polizei, Roger hätte seinen Vater getötet – um des Geldes willen! Sie ahnen ja nicht, wie... wie lächerlich das ist!«

»Jetzt weiß ich es«, murmelte ich abbittend.

»Als mein Mann einsah, dass der Zusammenbruch sich nicht mehr aufhalten ließ, war er nur erleichtert. Er machte sich bloß Sorgen, was das für seinen Vater bedeuten würde. Er selbst freute sich auf das neue Leben, das wir führen wollten.«

In ihrem Gesicht zuckte es, und ihre Stimme wurde weich.

»Wohin wollten Sie denn gehen?«, fragte ich.

»Nach Barbados. Eine entfernte Kusine von mir, die kürzlich starb, hinterließ mir dort ein kleines Gut. Wir

hätten uns sehr einschränken müssen; aber für den Lebensunterhalt wäre es genug gewesen. Jedenfalls hätten wir keine Sorgen und Belastungen gehabt.« Sie seufzte. »Roger ist ein sonderbarer Mensch. Es bedrückte ihn, mich in Armut zu wissen. Ich glaube, er kann sich von der Leonides'schen Einstellung zum Geld nicht freimachen. Ich war schon in meiner ersten Ehe arm, und Roger bewundert mich deswegen. Er vergisst, dass ich damals glücklich war, wirklich glücklich. Aber Roger liebe ich noch mehr als meinen ersten Mann.« Ihre Augen waren halb geschlossen, und ich spürte die Intensität ihres Gefühls. Wieder schaute sie mich an. »Sie sehen also, dass ich niemals um des Geldes willen einen Mord begehen würde. Geld bedeutet mir nichts.«

Ich glaubte ihr. Clemency Leonides gehörte zu den seltenen Menschen, für die Geld wirklich keine besondere Rolle spielt. Aber man kann das Geld als Mittel zu Luxus und Wohlleben verachten und es als Mittel zur Macht begehren. Deshalb erwiderte ich: »Ihnen persönlich mag es nichts bedeuten; doch lässt sich mit Geld viel anfangen. Es ermöglicht zum Beispiel Forschungsarbeiten.«

Ich hatte angenommen, dass Clemency in Bezug auf ihre Arbeit eine Fanatikerin sei; aber sie antwortete nur: »Ich bezweifle, dass Stiftungen für Forschungsarbeiten viel Zweck haben. Meist werden sie falsch verwendet. Die wichtigen Dinge werden gewöhnlich durch einen Menschen bewerkstelligt, der über Begeisterung, Tatkraft und visionäre Fähigkeiten verfügt.«

»Würde es Ihnen nicht schwerfallen, Ihre Arbeit aufzugeben, wenn Sie nach Barbados gehen? Sie wollen doch immer noch fort?«

»O ja, sowie die Polizei es erlaubt. Nein, es macht mir gar nichts aus, die Arbeit aufzugeben. Warum auch? Untätigkeit liegt mir nicht; aber ich werde auf Barbados auch gar nicht untätig sein.« Und geduldig fügte sie hinzu: »Ich

wünschte, alles wäre bald in Ordnung, und wir könnten fahren.«

»Haben Sie denn keine Ahnung, wer der Täter ist? Bei Ihrer Intelligenz müssen Sie sich doch Ihre eigenen Gedanken machen.«

Sie warf mir einen sonderbaren Seitenblick zu. Ihre Stimme klang nicht mehr spontan, sondern eher verlegen und verwirrt, als sie antwortete: »Vermutungen sind unwissenschaftlich. Man könnte nur sagen, dass Brenda und Laurence Brown offensichtlich verdächtig sind.«

»Sie glauben also, dass die beiden es getan haben?«

Clemency zuckte die Schultern. Eine Weile stand sie wie lauschend da, dann ging sie aus dem Zimmer, gerade als Edith de Haviland eintrat.

Edith kam geradewegs auf mich zu und sagte: »Ich möchte mit Ihnen sprechen.«

Mir fielen die Worte meines Vaters ein.

»Hoffentlich haben Sie keinen falschen Eindruck«, fuhr sie schnell fort. »In Bezug auf Philip, meine ich. Philip ist nicht leicht zu verstehen. Er wirkt zurückhaltend und kalt; doch das ist er ganz und gar nicht.«

»Ich dachte wirklich nicht...«, begann ich.

Sie unterbrach mich: »Und dann, was Roger betrifft... Er ist ein lieber Kerl; aber er braucht Verständnis.«

Ich sah sie mit einem Blick an, der, wie ich hoffte, Verständnis ausdrückte.

»Es liegt wohl zum Teil daran, dass Roger von seinem Vater vorgezogen wurde. Das zweite Kind steht oft im Schatten. Aristide hatte denn auch eine besondere Vorliebe für Roger. Philip spürte das wohl, zog sich in sich selbst zurück und verkroch sich hinter seinen Büchern. Ich glaube, er litt... Kinder leiden oft. Verstehen Sie, ich glaube, er war von jeher eifersüchtig auf Roger. Wahrscheinlich weiß er es selbst nicht. Deshalb nehme ich

an... ach, es klingt abscheulich, wenn ich das sage, und bestimmt weiß er es selbst nicht... aber ich nehme an, dass Philip wegen Rogers Versagen nicht so traurig ist, wie er es eigentlich sein sollte.« Mit leichtem Stirnrunzeln fügte sie hinzu: »Es betrübte mich, dass er seinem Bruder nicht sofort Hilfe anbot.«

»Warum sollte er auch?«, entgegnete ich. »Roger hat doch gezeigt, dass er als Kaufmann nichts taugt. Außerdem sind die Kinder zu berücksichtigen. Wenn Roger erkrankt wäre, hätten ihm die Angehörigen sicher geholfen; so aber wird Roger viel lieber aus eigenen Kräften von vorn anfangen.«

»Gewiss. Er macht sich nur wegen Clemency Sorgen. Clemency ist ein außergewöhnliches Geschöpf. Sie liebt tatsächlich die Ungemütlichkeit und begnügt sich mit dem Einfachsten. Das ist wohl modern. Sie hat keinen Schönheitssinn, keinen Sinn für die Vergangenheit.« Ediths kluge Augen musterten mich von oben bis unten. »Für Sophia ist das Ganze eine schlimme Prüfung. Sie tut mir so leid. Ich liebe sie alle, Roger und Philip und die junge Generation. Ja, ich liebe sie alle sehr.« Nach einer Pause sagte sie scharf: »Aber man darf nicht vergessen, dass Götzendienst gefährlich ist.«

Sie wandte sich brüsk ab und ging. Ich hatte das Gefühl, dass sie mir mit ihrer letzten Bemerkung etwas sagen wollte, was ich jedoch nicht verstand.

»**D**ein Zimmer ist fertig«, sagte Sophia. Sie stand neben mir und schaute in den Garten hinaus, der jetzt grau aussah. Plötzlich kamen zwei Gestalten durch die Hecke, die in dem schwindenden Licht beinahe unkörperlich wirkten.

Brenda Leonides war die Erste. Sie trug einen grauen Chinchillamantel, und ihr Gang hatte etwas Katzenhaftes. Mit einer gewissen feenhaften Anmut schlüpfte sie durch die Dämmerung. Als sie am Fenster vorbeikam, konnte ich ihr Gesicht erkennen. Um ihre Lippen lag dasselbe halbe Lächeln, das mir schon einmal aufgefallen war. In einigem Abstand schlüpfte Laurence Brown hinter ihr her. Ja, er schlüpfte. Sie wirkten nicht wie zwei Menschen, die einen Spaziergang gemacht haben. Sie hatten etwas Verstohlenes und Schemenhaftes an sich wie zwei Geister. Ich fragte mich, ob Brendas oder Laurence' Fuß das Knacken des Zweiges vorhin hervorgerufen hatte.

Infolge einer natürlichen Gedankenverbindung fragte ich: »Wo ist Josephine?«

»Wahrscheinlich mit Eustace oben im Schlafzimmer.« Sophia zog die Brauen zusammen. »Ich mache mir Sorgen um Eustace.«

»Weshalb?«

»Er ist so launisch und merkwürdig. Seit der verflixten Krankheit ist er wie verwandelt. Ich komme nicht dahinter, was in ihm vorgeht. Manchmal scheint er uns alle zu hassen.«

»Das wird sicher vorübergehen. Es ist nur eine Phase.«

»Ja, vermutlich. Aber ich mache mir einfach Sorgen, weil meine Eltern sich nie Sorgen machen. Sie sind gar keine richtigen Eltern.«

»Das hat auch sein Gutes. Die meisten Kinder leiden, weil ihre Eltern sich zu viel um sie kümmern.«

»Stimmt. Früher habe ich darüber nie nachgedacht, erst seit ich aus dem Ausland zurückgekommen bin. Sie sind wirklich ein sonderbares Paar. Vater lebt in einer Welt dunkler, geschichtlicher Seitenpfade, und Mutter unterhält sich damit, alle möglichen Szenen zu arrangieren. Diese Narretei heute Abend war auch ihr Werk. Das Ganze war gar völlig überflüssig. Sie wollte nur eine Familienratsszene spielen. Sie langweilt sich hier, weißt du, und muss ab und zu ein Drama inszenieren.«

Sekundenlang sah ich Sophias Mutter vor mir, wie sie leichtsinnigen Herzens ihren Schwiegervater vergiftete, um ein Morddrama mit einer tragenden Rolle für sich selbst zu schaffen. Ich schob den Gedanken beiseite; aber er bereitete mir irgendwie Unbehagen.

»Auf Mutter muss man immerzu aufpassen«, fuhr Sophia fort. »Man weiß nie, was sie ausheckt.«

»Denk nicht an deine Familie, Liebes.«

»Gern, aber im Augenblick ist das ein bisschen schwer. In Kairo war ich glücklich; dort dachte ich an keinen von ihnen.«

Mir fiel wieder ein, dass Sophia nie ihr Heim und ihre Angehörigen erwähnt hatte.

»Sprachst du deshalb nie von ihnen?«, fragte ich. »Weil du sie vergessen wolltest?«

»Ich glaube, ja. Wir haben immer zu nahe aufeinander gelebt. Wir haben uns wirklich gern, aber wenn die gegenseitigen Bindungen zu stark sind, kann das zu allerlei Konflikten führen. Das meinte ich wohl, als ich das

krumme Haus zitierte. Ich meinte nicht ›krumm‹ in abfälligem Sinne. Ich meinte, wir waren nicht imstande, selbstständig zu werden, auf eigenen Füßen zu stehen. Wir sind alle etwas verdreht und verkrümmt.« Ich sah Edith de Havilands Absatz zutreten, als Sophia hinzufügte: »Wie Winden...«

Plötzlich riss Magda die Tür auf und rief: »Kinder, warum habt ihr denn kein Licht angezündet? Es ist ja schon dunkel.« Sie schaltete das Licht ein, das den Raum sogleich überflutete; gemeinsam zogen wir die Vorhänge zu und waren gefangen in dem blumenduftgeschwängerten Interieur. Magda warf sich aufs Sofa und rief: »War das nicht eine unglaubliche Szene? Wie böse Eustace war! Er sagte zu mir, er fände alles ausgesprochen unanständig. Wie komisch Buben sind!« Sie seufzte. »Roger ist ein goldiger Mensch. Ich habe es so gern, wenn er seine Haare zerwühlt und loslegt. Und war es nicht süß von Edith, ihm ihren Anteil anzubieten? Das war nicht nur eine Geste, sie meinte es ernst. Aber es war sehr dumm von ihr. Philip glaubte daraufhin, er müsste ebenso handeln. Natürlich würde Edith alles für die Familie tun! Die Liebe einer alten Jungfer zu den Kindern ihrer Schwester hat wirklich etwas Rührendes. Eines Tages werde ich eine solche rührende alte Tante spielen. Herrschsüchtig und eigensinnig und liebevoll.«

»Es muss arg für sie gewesen sein, als ihre Schwester starb«, sagte ich, um nicht über Magdas Rollen reden zu müssen. »Zumal sie ja ihren Schwager nicht mochte.«

»Nicht mochte?«, wiederholte Magda. »Wer hat Ihnen denn das gesagt? Sie war verliebt in ihn.«

»Mutter!«, rief Sophia.

»Widersprich mir doch nicht immer, Sophia. In deinem Alter glaubt man natürlich, die Liebe sei zwei hübschen jungen Menschen im Mondschein vorbehalten.«

»Sie selbst sagte mir, sie hätte ihn nie gemocht«, erklärte ich.

»Vielleicht am Anfang. Sie war gegen die Heirat ihrer Schwester gewesen. Ein gewisser Antagonismus bestand wohl immer; aber sie war richtig verliebt in ihn! Kinder, ich weiß, was ich sage. Natürlich kam eine Heirat zwischen den beiden nicht infrage, und sie war durchaus glücklich, seine Kinder bemuttern zu können und sich mit ihm zu streiten. Aber es missfiel ihr gründlich, dass er Brenda heiratete.«

»Dir und Vater ebenfalls«, fiel Sophia ein.

»Natürlich waren wir dagegen! Aber Ediths Empörung war am stärksten. Kind, ich habe gesehen, wie sie Brenda anschaute!«

»Aber, Mutter...«

Magda warf ihr einen liebevollen und etwas schuldbehafteten Blick zu, den Blick eines unartigen, verzogenen Kindes.

Zusammenhanglos sagte sie: »Ich habe beschlossen, Josephine in die Schule zu schicken.«

»Josephine? In die Schule?«

»Ja. In der Schweiz. Morgen will ich mich darum kümmern. Ich finde wirklich, sie muss so schnell wie möglich fort von hier. Es ist nicht gut für sie, dass sie mit einer so schrecklichen Angelegenheit zu tun hat. Das ist ungesund. Sie braucht gleichaltrige Spielgefährten und ein normales Schulleben. Dieser Ansicht war ich schon immer.«

»Großvater wollte nicht, dass sie in die Schule geht«, sagte Sophia langsam. »Er war sehr dagegen.«

»Der gute Alte wollte uns alle um sich haben. Alte Menschen sind oft etwas selbstsüchtig. Ein Kind muss unter Kindern aufwachsen. Und die Schweiz ist so gesund – der Wintersport, die Luft und viel, viel besseres Essen als

bei uns! Morgen telegrafiere ich Rudolf Alstir in Lausanne, er soll alles in die Wege leiten. Ende der Woche kann sie dann fahren!«

Magda versetzte einem Kissen einen Hieb, lächelte uns an und ging zur Tür, wo sie sich mit einer bezaubernden Bewegung noch einmal umdrehte.

»Die Jugend muss immer an erster Stelle kommen. Und stellt euch vor, all die Blumen, der blaue Enzian, die Narzissen...«

»Im Oktober?«, warf Sophia zweifelnd ein; aber Magda war schon draußen.

Sophia seufzte verzweifelt.

»Mutter ist wirklich anstrengend! Plötzlich setzt sie sich etwas in den Kopf, gibt tausend Telegramme auf, und alles soll im Handumdrehen klappen. Warum muss Josephine nun Hals über Kopf in die Schweiz?«

»Die Idee mit der Schule ist gar nicht so schlecht. Ich glaube, gleichaltrige Gefährten würden Josephine gut tun.«

»Großvater dachte da anders«, entgegnete Sophia eigen-sinnig.

Das reizte mich ein wenig.

»Glaubst du wirklich, dass ein Achtzigjähriger beurteilen kann, was für ein Kind das Beste ist?«

»Er wusste immer, was das Beste für uns alle ist.«

»Besser als Tante Edith?«

»Nein, vielleicht nicht. Sie war eigentlich für die Schule. Ich gebe zu, Josephine ist ziemlich schwierig. Ihre Neugier ist fürchterlich. Aber sie will eben unbedingt Detektiv spielen.«

Rührte Magdas plötzlicher Entschluss wirklich von der Sorge um Josephines Wohlergehen her?, fragte ich mich. Josephine wusste erstaunlich viel von allen möglichen

Dingen, die vor dem Mord geschehen waren und die sie entschieden nichts angingen. Ein gesundes Schulleben würde ihr sicherlich sehr gut tun. Aber ich wunderte mich doch über Magdas plötzlichen Entschluss und über ihre Eile. Die Schweiz war weit...

**M**ein Vater hatte mir den Rat gegeben, die Leute reden zu lassen. Als ich mich am folgenden Morgen rasierte, überlegte ich, wozu das geführt hatte.

Edith de Haviland hatte mit mir gesprochen, sie hatte mich sogar eigens zu diesem Zweck aufgesucht. Clemency hatte mit mir gesprochen (oder hatte ich mit ihr gesprochen?). Magda hatte in gewissem Sinne mit mir gesprochen, das heißt, ich hatte zum Publikum einer ihrer Inszenierungen gehört. Sophia hatte natürlich mit mir gesprochen. Sogar Nannie hatte mit mir gesprochen. War ich durch all das klüger geworden? War irgendein bedeutendes Wort gefallen? Hatte sich irgendein Hinweis auf jene übertriebene Eitelkeit gezeigt, von der mein Vater gesprochen hatte? Ich erkannte nichts dergleichen.

Der einzige Mensch, der gar kein Verlangen gezeigt hatte, mit mir zu sprechen, war Philip. War das nicht in gewisser Weise etwas merkwürdig? Er musste inzwischen erfahren haben, dass ich seine Tochter heiraten wollte. Trotzdem benahm er sich weiterhin, als ob ich Luft wäre.

Sophias Vater beschäftigte mich. Er war ein in jeder Hinsicht gehemmter Mensch. Hinter seiner betonten Kälte und Zurückhaltung konnte sich leidenschaftliches Gefühl verbergen. Ich hielt es für ausgeschlossen, dass Philip Leonides seinen Vater hätte töten können, nur um an Geld zu kommen. Aber ein tiefer liegender psychischer Grund wäre denkbar. Als der ausgebombte Roger ebenfalls in das väterliche Haus gezogen war, hatte Philip

tächlich mit ansehen müssen, dass Roger vom Vater vorgezogen wurde. War es möglich, dass Philips gequälte Seele keinen anderen Ausweg gefunden hatte als den Tod des Vaters? Zumal dieser Tod den älteren Bruder in Verdacht bringen musste?

Ich schnitt mich mit dem Rasiermesser ins Kinn und fluchte. Was zum Kuckuck sollte ich tun? Den Verdacht auf Sophias Vater lenken? Dazu hatte Sophia mich nicht hergebenen.

Oder doch? Irgendetwas müsste hinter Sophias Bitte stecken. Wenn sie ihren Vater verdächtigte, würde sie niemals einwilligen, mich zu heiraten. Und Sophia, die Kluge, Tapfere, wollte die Wahrheit wissen, weil ihr klar war, dass die Ungewissheit immer zwischen uns stehen würde.

Ob Edith de Haviland wohl Philip verdächtigte? Was hatte sie gemeint, als sie von der Gefährlichkeit des Götzendienstes sprach?

Die Übrigen hofften alle, dass Brenda und Laurence die Schuldigen wären, glaubten es aber in Wirklichkeit nicht...

Als mein Kinn nicht mehr blutete, ging ich zum Frühstück hinunter. Ich war entschlossen, einmal ein Wörtchen mit Laurence Brown zu reden. Erst als ich meine zweite Tasse Kaffee trank, wurde mir bewusst, dass auch ich, wie alle in diesem Hause, nicht die wahre Lösung finden wollte, sondern eine Lösung, die mir am besten passte.

Nach dem Frühstück ging ich ohne Weiteres, als gehörte ich zur Familie, in Brendas Wohnung hinauf. Ich begegnete niemandem und machte mir die Gelegenheit zu Nutze, Aristide Leonides' Badezimmer zu inspizieren. Hier herrschte musterhafte Ordnung, und ich erkannte, wie leicht es für den Mörder gewesen war, die Flaschen zu vertauschen.

Als ich dann über den Flur schritt, hörte ich in Brendas Schlafzimmer ein Mädchen aufräumen, und aus dem Raum, der hinter dem Esszimmer lag, drang Ediths Stimme, die unverkennbar mit einem Lieferanten telefonierte. An Ediths Zimmern vorbei gelangte ich über eine Treppe zu dem großen Zimmer, das über den Räumen der Dienerschaft lag und als Schulzimmer diente.

Vor der Tür blieb ich stehen. Drinnen sprach Laurence Brown mit leicht erhobener Stimme. Offenbar hatte mich Josephines Lauschsucht angesteckt. Ohne Scham legte ich das Ohr an die Türfüllung und horchte.

Laurence Brown hielt gerade eine Geschichtsstunde ab und nahm das französische Direktorium durch. Es bedeutete für mich eine beträchtliche Überraschung festzustellen, dass Laurence ein vorzüglicher Lehrer war. Eigentlich hätte mich das gar nicht verwundern sollen, denn soviel wusste ich mittlerweile: Aristide Leonides hatte einen guten Blick für Menschen gehabt. Trotz seines unscheinbaren Äußeren verfügte Laurence entschieden über die Gabe, Vorstellungskraft und Begeisterungsfähigkeit seiner Schüler anzuregen. Seine Schilderungen waren außerordentlich lebendig und wirklichkeitsnah. Im Gegensatz zu Josephine, deren Stimme klang, als ob sie erkältet wäre, beantwortete Eustace alle Fragen des Lehrers mit einer Klarheit, die Intelligenz und Sinn für geschichtliche Zusammenhänge bewies.

Dann wurden Stühle geschoben, und ich zog mich schleunigst zurück. Als die Tür sich öffnete, tat ich so, als schritte ich gerade die Treppe hinunter. Eustace und Josephine kamen heraus.

»Guten Tag«, sagte ich.

Eustace schien erstaunt zu sein.

»Suchen Sie jemanden?«, fragte er höflich.

Josephine, die von meiner Anwesenheit keine Notiz nahm, schlüpfte vorbei.

»Ich wollte mir nur das Schulzimmer ansehen«, sagte ich.

»Sie haben es doch schon gesehen. Früher war es übrigens das Kinderzimmer, und deshalb sind noch viele Spielsachen darin.«

Eustace machte mir die Tür auf, und ich trat ein.

Laurence Brown stand am Tisch. Er schaute auf, erröthete, murmelte einen Gruß und eilte hinaus.

»Sie haben ihn erschreckt«, sagte Eustace. »Er erschrickt sehr leicht.«

»Magst du ihn, Eustace?«

»Oh, er ist schon recht. Natürlich ein langweiliger Mensch.«

»Aber kein schlechter Lehrer?«

»Nein, er gibt sogar ganz interessanten Unterricht. Er weiß sehr viel. Durch ihn lernt man vieles anders zu betrachten. Ich wusste zum Beispiel gar nicht, dass Heinrich VIII. Gedichte geschrieben hat.«

Eine Weile erzählte er mir alles Mögliche, und ich entdeckte, dass Eustace, so mürrisch und verdrossen er wirken konnte, einen regen Geist und ausgesprochenen Wissensdurst hatte. Mir wurde auch klar, warum der Junge unzufrieden war. Durch seine Krankheit musste er auf vieles verzichten.

»Es ist grässlich, immerzu zuhause zu sitzen und mit einem Kindskopf wie Josephine Stunden zu nehmen. Sie ist ja erst elf und hat ganz andere Interessen.«

»Aber ihr habt doch nicht den gleichen Unterricht?«

»Nein, sie lernt kein Latein und natürlich weniger Mathematik. Trotzdem macht es keinen Spaß, wenn man denselben Lehrer hat wie ein Mädchen.«

Ich versuchte seinen verletzten männlichen Stolz zu beschwichtigen, indem ich bemerkte, Josephine sei für ihr

Alter sehr weit. »Finden Sie? Ich finde sie dumm«, entgegnete Eustace hochmütig. »Da schnüffelt sie überall herum, weil sie sich einbildet, ein Detektiv zu sein, steckt ihre Nase in alles und macht Notizen. Albern. Übrigens sagte ich ihr, dass ein Mädchen kein Detektiv werden kann. Mutter hat ganz Recht, je früher Josephine in die Schweiz kommt, desto besser.«

»Wird sie dir nicht fehlen?«

»Dieses alberne Mädchen?«, rief Eustace verächtlich. »Nicht im Geringsten. Höchstens beneide ich sie, dass sie fort kann. Hier ist's fürchterlich. Mutter saust immerzu in London herum, um einen Dramatiker zu finden, der ihr eine Rolle auf den Leib schreibt, und macht von allem und jedem ein Aufhebens. Vater ist so in seine Bücher vergraben, dass er nicht einmal hört, wenn man ihn anspricht. Ich weiß wirklich nicht, warum ich solche Eltern haben muss. Und dann Onkel Roger... er ist immer so herzlich, dass es einem graut. Tante Clemency ist in Ordnung; sie lässt einen wenigstens in Ruhe; aber manchmal kommt es mir vor, als ob sie ein bisschen spinnt. Tante Edith geht auch an, nur ist sie eben alt. Es ist hier etwas fröhlicher geworden, seit Sophia zurückgekommen ist, obwohl sie ziemlich streng sein kann. Ein komisches Haus, finden Sie nicht auch? Da hat man eine Stiefgroßmutter, die eine ältere Schwester sein könnte. Man kommt sich so blöd vor.«

Ich verstand ihn ganz gut; ich brauchte nur zurückzudenken, wie überempfindlich ich in Eustace' Alter gewesen war. Damals war es auch mir entsetzlich gewesen, irgendwie aus dem Rahmen zu fallen, und ich hatte mich grenzenlos geschämt, wenn meine Verwandten vom Normalen abwichen.

»Und dein Großvater?«, fragte ich. »Hattest du ihn gern?«

»Großvater war ein unsozialer Mensch!«

»Inwiefern?«

»Er dachte nur an seinen Profit. Laurence sagt, das ist ganz verkehrt. Und er war ein großer Individualist. All das muss abgeschafft werden, finden Sie nicht auch?«

»Nun, er ist ja tot.«

»Das ist wirklich gut. Ich bin nicht gefühllos; aber in diesem Alter hat man ja doch nichts mehr vom Leben!«

»Hatte er tatsächlich nichts mehr vom Leben?«

»Bestimmt nicht. Jedenfalls wurde es Zeit, dass er starb. Er...«

Eustace brach ab, da Laurence Brown zurückkehrte.

Laurence machte sich an einigen Büchern zu schaffen; aber ich merkte, dass er mich aus den Augenwinkeln beobachtete. Er blickte auf seine Armbanduhr und sagte: »Du musst Punkt elf wieder hier sein, Eustace. Wir haben in den letzten Tagen viele Stunden versäumt.«

Eustace hinkte zur Tür und ging pfeifend hinaus.

Laurence schaute mich wieder an. Er befeuchtete sich die Lippen. Ich war überzeugt, dass er nur ins Schulzimmer zurückgekommen war, um mit mir zu sprechen.

Nachdem er ziellos Bücher hin und her geschoben hatte, als ob er einen bestimmten Band suchte, fragte er: »Kommen die Leute voran?«

»Die Leute?«

»Die Polizei.«

In seinem Gesicht zuckte es.

»Eine Maus in der Falle«, dachte ich. Laut versetzte ich: »Ich werde nicht eingeweiht.«

»Ach, ich dachte, Ihr Vater wäre der Kommissar.«

»Das stimmt. Aber natürlich verrät er mir keine Berufsgeheimnisse. «

»Dann wissen Sie also nicht, wie... was... ob... Wird man keine Verhaftung vornehmen?«

»Soviel ich weiß, nein. Aber, wie gesagt, ich habe keine Ahnung.«

»Sie können sich nicht vorstellen, wie das ist... die Spannung... nichts zu erfahren... Immerzu das Kommen und Gehen... Verhöre... Fragen, die anscheinend gar nichts mit dem Fall zu tun haben...«

Die Worte hatten sich überstürzt. Ich wartete. Er wollte reden, nun, so mochte er denn reden.

»Sie waren ja dabei, als der Chefinspektor neulich diese ungeheuerliche Andeutung machte, nicht wahr? Über Mrs Leonides und mich... wirklich ungeheuerlich. Man fühlt sich dabei so hilflos. Man kann nicht verhindern, dass die Leute alles Mögliche denken! Dabei ist alles abscheulich unwahr. Nur weil ihr Mann viel älter war. Die Menschen sind schlecht. Ich habe das Gefühl, dass das Ganze eine abgekartete Sache ist.«

»Abgekartet?«

»Mr Leonides' Angehörige haben nie viel für mich übrig gehabt. Sie rückten immer von mir ab. Es schien mir immer, dass sie mich verachten.« Seine Hände begannen zu zittern. »Nur weil sie reich und mächtig sind. Sie sahen auf mich herab. Was war ich schon in ihren Augen? Nur der Hauslehrer. Nur ein Mann, der sich vom Krieg gedrückt hat.«

Ich sagte nichts.

»Und wenn ich mich gedrückt habe?«, platzte er heraus. »Wenn ich Angst hatte? Wenn ich Angst hatte, ich könnte es nicht über mich bringen, einen Schuss abzufeuern? Wie sollte man sicher sein, dass die Kugel einen Nazi treffen würde? Es konnte ja ein durchaus anständiger Kerl sein, der nur seiner vaterländischen Pflicht genügte, der politisch ein unbeschriebenes Blatt war. Ich bin gegen

den Krieg, verstehen Sie? Ich halte den Krieg für ein Übel.«

Ich schwieg immer noch. Ich war der Meinung, dass mein Schweigen wirksamer sein könnte als alle Einwendungen oder Zustimmungen. Laurence setzte sich mit sich selbst auseinander, und dabei enthüllte er viel von seinem Wesen.

»Immer wurde ich ausgelacht.« Seine Stimme bebte. »Offenbar habe ich irgendetwas an mir, das mich lächerlich wirken lässt. Es fehlt mir nicht an Mut; aber ich mache stets alles verkehrt. Ich stürzte einmal in ein brennendes Haus, um eine Frau zu retten, die nicht herauskam. Aber ich irrte mich im Weg, und durch den Rauch wurde ich ohnmächtig, und die Feuerwehr hatte große Mühe, mich zu finden. Ich hörte, wie man sagte: ›Warum hat der dumme Kerl die Sache nicht uns überlassen?‹ Es hat keinen Zweck, dass ich etwas versuche; alle sind gegen mich. Wer Mr Leonides auch getötet hat, es wurde so angelegt, dass ich in Verdacht geriet. Die Art, wie die Tat begangen wurde, zielte darauf ab, mich zu Grunde zu richten.«

»Was ist denn mit Mrs Leonides?«, fragte ich.

Er errötete wieder. Er war jetzt weniger eine gefangene Maus, wurde mehr ein Mann.

»Mrs Leonides ist ein Engel. Sie können sich nicht vorstellen, wie gütig, wie liebevoll sie zu ihrem Mann war. Sie mit einem Giftmord in Verbindung zu bringen, ist lachhaft – einfach lachhaft! Und dieser starrköpfige Inspektor sieht das nicht!«

»Er ist voreingenommen, weil er viele Fälle erlebt hat, wo ältere Ehemänner von einer liebevollen jungen Frau vergiftet worden sind.«

»So ein Dummkopf«, stieß Laurence ärgerlich hervor. Er begann die Bücher einzuräumen. Da ich sicher war,

nichts mehr aus ihm herauszubekommen, verließ ich langsam das Zimmer.

Als ich durch den Flur ging, wurde zu meiner Linken eine Tür geöffnet, und Josephine fiel beinahe auf mich. Ihr Erscheinen hatte etwas von der Plötzlichkeit eines Dämons in einer altmodischen Pantomime, Gesicht und Hände waren schmutzig, und an ihrem Ohr hing ein langes Spinnewebe.

»Wo warst du denn, Josephine?«

Ich spähte durch die halb offene Tür. Zwei Stufen führten zu einem Speicher, in dem ich mehrere große Behälter gewahrte.

»Dort, wo die Wasserbehälter sind.«

»Und warum?«

Josephine antwortete kurz und geschäftsmäßig: »Als Detektiv.«

»Was gibt es denn bei den Wasserbehältern zu entdecken?«

Darauf erwiderte sie nur: »Ich muss mich waschen.«

»Ja, wahrhaftig!«

Sie öffnete die Tür zum nächsten Badezimmer. Sie drehte sich noch einmal um und sagte: »Finden Sie nicht auch, dass es Zeit wird für den zweiten Mord?«

»Was meinst du damit?«

»Na ja, in den Büchern kommt doch um diese Zeit immer ein zweiter Mord vor. Eine Person, die etwas weiß, wird umgebracht, bevor sie verraten kann, was sie weiß.«

»Du liest zu viele Kriminalgeschichten, Josephine. Im wirklichen Leben geht es nicht so zu. Und wenn hier jemand etwas weiß, so will er keinesfalls darüber sprechen.«

Josephines Antwort mischte sich in das Plätschern eines Wasserhahns.

»Manchmal weiß jemand etwas, ohne zu wissen, dass er es weiß.«

Ich überließ Josephine ihrer Reinigungsprozedur und ging in das untere Stockwerk. Gerade als ich überlegte, wohin ich meine Schritte lenken sollte, trat Brenda mit weichem Rascheln aus dem Salon. Sie kam zu mir und legte mir die Hand auf den Arm.

»Nun?«, fragte sie.

Es war dieselbe Bitte um Aufklärung, die Laurence an mich gerichtet hatte, nur wurde sie in anderer Form vorgetragen. Und ihr eines Wort war wirksamer.

Ich schüttelte den Kopf und erwiderte: »Nichts.«

Sie seufzte tief.

»Ich habe solche Angst.«

Ihre Angst war echt. Sie übertrug sich auf mich. Ich hätte sie gern beruhigt, hätte ihr gern geholfen. Wieder hatte ich das Gefühl, dass sie ganz allein in einer feindlichen Umgebung sei. Sie hätte gut schreien können: Wer ist auf meiner Seite?

Und welche Antwort gab es darauf? Laurence Brown? Kein starker Fels in schwerer Zeit. Ich musste daran denken, wie schattenhaft und scheu die beiden am vergangenen Abend ins Haus zurückgekehrt waren.

Ja, gern hätte ich ihr geholfen. Aber ich konnte nichts sagen oder tun. Zu allem empfand ich in der Tiefe meiner Seele ein verwirrendes Schuldgefühl, als ob Sophias vorwurfsvolle Augen auf mir ruhten. Ich hörte sie sagen: »Sie hat dich also eingefangen.«

»Morgen findet die gerichtliche Untersuchung statt«, sagte Brenda. »Was... was geschieht dann?«

In diesem Punkt konnte ich sie beruhigen.

»Nichts«, erwiderte ich. »Deshalb brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Das ist eine reine Formsache, damit die Polizei zu Untersuchungen berechtigt ist. Aller-

dings wird sich dann vielleicht die Presse rühren. Bis jetzt haben die Zeitungen ja noch nichts gebracht.«

»Und die werden uns nicht schonen, nicht wahr?«

»Ich an Ihrer Stelle würde keinerlei Auskunft geben. Eigentlich sollten Sie sich einen Anwalt nehmen...«

Mit einem erstickten Schreckenschrei wich sie zurück.

»Nein, nein, so meine ich es nicht. Sie sollten jemanden haben, der Ihre Interessen wahrnimmt und Sie berät. Es scheint mir, dass Sie sehr allein stehen.«

Ihre Hand drückte meinen Arm fester.

»Ja, Sie haben Verständnis. Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe.«

Mit einem Gefühl der Wärme und Zufriedenheit ging ich die Treppe hinunter. Da sah ich Sophia an der Haustür stehen.

Ihr Ton war kalt und trocken, als sie sagte: »Du warst sehr lange fort. Dein Vater hat angerufen. Er möchte mit dir sprechen. Du sollst nach Scotland Yard kommen.«

»Was mag er nur wollen?«

Sophia schüttelte den Kopf. In ihren Augen war Angst zu lesen.

Ich zog sie an mich.

»Sorg dich nicht, mein Liebes. Ich bin bald wieder hier.«

Im Büro meines Vaters lag eine gewisse Spannung in der Luft. Mein Alter Herr saß an seinem Schreibtisch; Chefinspektor Taverner lehnte am Fenster. In dem Sessel, der Besuchern vorbehalten war, saß Dr. Gaitskill mit besorgter Miene.

»... durchaus vertraulich zu behandeln«, sagte er gerade scharf.

»Natürlich, natürlich.« Die Stimme meines Vaters klang beschwichtigend. »Oh, da bist du ja schon, Charles. Es hat sich eine etwas überraschende Entwicklung ergeben.«

»Etwas Beispielloses«, sagte Gaitskill.

Irgendetwas hatte den kleinen Anwalt aufgewühlt. Hinter ihm stehend grinste Taverner mich an.

»Darf ich kurz rekapitulieren?«, begann mein Vater. »Dr. Gaitskill erhielt heute Früh eine überraschende Nachricht, und zwar von Mr Agrodopolous, dem Besitzer des Restaurants ›Delphos‹. Das ist ein sehr alter Mann, von Geburt Grieche, dem Aristide Leonides in seiner Jugend aus Freundschaft beigestanden hat. Er war seinem Freund und Wohltäter immer sehr dankbar, und es scheint, dass Aristide Leonides großes Vertrauen zu ihm hatte und viel von ihm hielt.«

»Ich hätte nie gedacht, dass Leonides ein so misstrauischer und verschwiegener Mensch wäre«, warf Gaitskill ein. »Allerdings war er in vorgerücktem Alter, und da werden ja manche Leute etwas absonderlich.«

»Die Nationalität ist entscheidend«, gab mein Vater freundlich zurück. »Im Alter beschäftigt man sich gern mit der Jugendzeit, und da erinnert man sich mit Vorliebe der ehemaligen Kameraden.«

»Aber ich war seit über vierzig Jahren Leonides' Rechtsberater und hatte alle seine Angelegenheiten in der Hand«, widersprach der Anwalt.

Taverner grinste wieder.

»Was ist denn geschehen?«, fragte ich.

Gaitskill öffnete den Mund; aber mein Vater kam ihm zuvor: »Mr Agrodopolous teilte Dr. Gaitskill mit, dass ihm sein Freund Aristide Leonides bestimmte Anweisungen gegeben hätte. Kurz gesagt, Leonides hat ihm vor etwa einem Jahr einen versiegelten Umschlag anvertraut, den Agrodopolous sofort nach Leonides' Tod Dr. Gaitskill übermitteln sollte. Falls Agrodopolous vorher sterben würde, sollte sein Sohn, ein Patenkind von Leonides, den Auftrag übernehmen. Agrodopolous entschuldigte sich wegen der Verzögerung; er lag mit einer Lungenentzündung zu Bett und erfuhr erst gestern Nachmittag vom Tod seines alten Freundes.«

»Das Ganze ist höchst unprofessionell«, ließ sich der Anwalt hören.

»Als Dr. Gaitskill den versiegelten Umschlag geöffnet und gesehen hatte, was darin war, hielt er es für seine Pflicht...«

»Unter den obwaltenden Umständen«, schaltete Gaitskill ein.

»Auch uns mit dem Inhalt bekannt zu machen. Er besteht aus einem rechtsgültigen, unterzeichneten Testament und einem Begleitbrief.«

»Das Testament ist also endlich aufgetaucht?«, sagte ich. Gaitskill wurde rot.

»Es ist nicht dasselbe Testament«, schnaubte er. »Nicht das Testament, das ich auf Mr Leonides' Wunsch hin aufgesetzt habe. Es ist von Hand geschrieben, ein sehr gefährliches Unternehmen für einen Laien. Offenbar wollte Mr Leonides mich zum Narren machen.«

»Er war sehr alt«, bemerkte Taverner, der anscheinend Balsam auf die Wunde streichen wollte. »Alte Leute werden manchmal ein bisschen wunderlich.«

»Dr. Gaitskill rief mich an«, fuhr mein Vater fort, »und nachdem ich in groben Zügen von dem Testament erfahren hatte, bat ich ihn, herzukommen und die beiden Schriftstücke mitzubringen. Dann rief ich dich sofort an, Charles.«

Ich begriff nicht ganz, warum er mich herbestellt hatte. Zu gegebener Zeit hätte ich vom Vorhandensein des Testaments ohnehin erfahren, und eigentlich ging es mich ja gar nichts an, wem der alte Leonides sein Vermögen vermacht hatte.

»Ist es ein anderes Testament?«, fragte ich. »Ich meine, verteilt sich die Erbschaft nun in anderer Weise?«

»O ja«, knurrte Gaitskill.

Mein Vater sah mich an. Taverner schaute absichtlich fort. Mir wurde aus irgendeinem Grunde etwas unbehaglich zu Mute. In den beiden ging etwas vor.

Ich wandte mich an Gaitskill und sagte: »Es geht mich zwar nichts an, aber...«

»Die testamentarischen Bestimmungen sind kein Geheimnis«, unterbrach der Anwalt mich. »Ich hielt es für meine Pflicht, die Tatsachen zuerst der Polizei zu unterbreiten und nichts ohne ihre Zustimmung zu unternehmen. Wenn ich mich nicht irre...« Er sprach etwas stockend. »Bin ich recht unterrichtet, dass zwischen Ihnen und Miss Sophia Leonides eine nähere Beziehung besteht?«

»Ich möchte sie heiraten«, gab ich Bescheid. »Aber Sophia hält es für richtiger, unsere Verlobung vorläufig noch nicht bekannt zu geben.«

»Sehr vernünftig«, nickte Gaitskill.

Ich war anderer Ansicht; aber dies war nicht der Moment, das zu erörtern.

»In diesem Testament«, sagte Gaitskill, »datiert vom neunundzwanzigsten November vorigen Jahres, vermacht Mr Aristide Leonides seiner Frau hunderttausend Pfund und sein gesamtes übriges Vermögen und sämtliche Besitztümer seiner Enkelin Sophia.«

Mir blieb der Mund offen stehen. Das hatte ich nun wirklich nicht erwartet.

»Wie merkwürdig«, stieß ich hervor. »Weshalb?«

»In dem Begleitbrief führt er seine Gründe an«, antwortete mein Vater. Er ergriff einen Briefbogen, der vor ihm lag. »Haben Sie etwas dagegen, Dr. Gaitskill, wenn ich meinem Sohn den Brief zu lesen gebe?«

»Tun Sie, was Sie für richtig halten«, erwiderte der Anwalt kalt. »Der Brief erklärt wenigstens in gewisser Weise Mr Leonides' sonderbare Handlungsweise.«

Mein Vater reichte mir den Brief. Die kleine Handschrift verriet Charakter und Individualität. Es war keineswegs die Handschrift eines Greises; nur die sorgfältig hingemalten, wie gestochen wirkenden Buchstaben zeigten, dass der Schreiber einer anderen Generation angehörte.

Der Brief lautete:

*Lieber Gaitskill,*

*Sie werden erstaunt sein, das Beiliegende zu erhalten, wahrscheinlich auch beleidigt. Aber ich habe meine besonderen Gründe, auf eine Weise zu handeln, die Ihnen unnötig geheimniskrämerisch erscheinen mag. Ich habe von jeher an das Individuelle geglaubt.*

*In jeder Familie gibt es (das habe ich in meiner Kindheit erfahren und nie vergessen) einen starken Charakter, und gewöhnlich ist es Sache dieses Menschen, für die übrigen Mitglieder der Familie zu sorgen und alle Lasten zu tragen. In meiner Familie war ich diese Person. Ich kam nach London, ließ mich hier nieder, unterstützte meine Mutter und meine betagten Großeltern in Smyrna, entriß meinen Bruder den Klauen des Gesetzes, bewahrte meine Schwester vor einer unglücklichen Ehe und rettete ihr die Freiheit und so weiter. Es hat Gott gefallen, mir ein langes Leben zu schenken, und ich hatte die Möglichkeit, für meine Kinder und Enkel zu sorgen. Viele sind vor mir ins Grab gesunken; die Übrigen sind, wie ich gern sage, unter meinem Dach versammelt. Wenn ich sterbe, muss die Last einem andern Menschen übertragen werden. Ich habe lange überlegt, ob ich mein Vermögen möglichst gerecht unter meine Lieben aufteilen soll; aber wenn ich das täte, würde sich wohl doch keine Gleichheit ergeben. Die Menschen sind von Natur aus nicht gleich, und man muss das Gleichgewicht herstellen, indem man die schicksalsmäßige Ungleichheit ausbalanciert. Mit andern Worten, jemand muss mein Nachfolger werden, muss für die andern die Bürde der Verantwortung übernehmen. Nach sorgfältiger Beobachtung bin ich zu dem Schluss gelangt, dass keiner meiner Söhne diese Verantwortung zu tragen vermag. Mein geliebter Sohn Roger hat keinen Geschäftssinn, und er ist zu gutmütig und zu impulsiv, um Urteilkraft zu besitzen. Mein Sohn Philip ist innerlich so unsicher, dass er dem Leben ausweicht und sich in sich zurückzieht. Mein Enkel Eustace ist noch sehr jung und ich glaube auch nicht, dass er später genügend Überlegenheit und die notwendige Urteilkraft haben wird. Er lässt sich allzu leicht beeinflussen. Nur meine Enkelin Sophia scheint über die erforderlichen Eigenschaften zu verfügen. Sie hat Verstand, Urteilkraft, Mut, ist vorurteilsfrei, anständig und großmütig. Ihr vertraue ich das Wohlergehen der Familie an, auch das Wohlergehen meiner guten Schwägerin Edith de Haviland, die sich in den Dienst meiner Familie gestellt hat, wofür ich ihr sehr dankbar bin.*

*Dies als Erklärung für das beiliegende Dokument. Schwieriger ist es, Ihnen, mein alter Freund, zu erklären, warum ich Ihnen diese Enttäuschung bereite. Ich fand es klüger, allen Mutmaßungen über meine letztwillige Verfügung vorzubeugen, und ich habe nicht die Absicht, meine Familie wissenzulassen, dass ich Sophia zur Erbin meines Vermögens eingesetzt habe. Da meine beiden Söhne bereits zu meinen Lebzeiten beträchtliche Summen von mir erhalten haben, werden sie sich durch meinen letzten Willen wohl nicht gedemütigt oder zurückgesetzt fühlen.*

*Um alle Mutmaßungen und alle Neugier im Keime zu ersticken, bat ich Sie, mein lieber Freund, mein Testament aufzusetzen. Dieses Testament habe ich der versammelten Familie vorgelesen. Ich legte es auf meinen Schreibtisch, darüber ein Löschpapier, und ließ zwei Dienstboten als Zeugen rufen. Als sie hereinkamen, verschob ich das Löschpapier ein wenig sodass der untere Rand eines Schriftstücks sichtbar wurde. Darauf setzte ich meinen Namen und ersuchte die beiden Zeugen um ihre Unterschrift. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, dass sie und ich das Testament unterzeichneten, welches hier beiliegt, nicht das von Ihnen aufgesetzte, das ich vorgelesen hatte.*

*Ich kann nicht hoffen, dass Sie meine Handlungsweise verstehen werden. Ich bitte Sie nur, mir zu verzeihen, dass ich Sie im Dunkeln gelassen habe. Alte Leute haben gern ihre kleinen Geheimnisse.*

*Ich danke Ihnen, mein lieber Freund, für die Gewissenhaftigkeit, mit der Sie immer für mich gearbeitet haben. Versichern Sie Sophia meiner Liebe. Ich lasse sie bitten, gut über die Familie zu wachen und sie vor Kummer zu bewahren.*

*Ihr sehr ergebener  
Aristide Leonides*

»Merkwürdig«, sagte ich, nachdem ich fertig gelesen hatte.

»Höchst merkwürdig«, bekräftigte Gaitskill und stand auf. »Ich finde nach wie vor, dass mein alter Freund Leonides mir hätte vertrauen dürfen.«

»Er war von Natur aus ein Querkopf«, entgegnete mein Vater. »Es gefiel ihm, wenn ich mich so ausdrücken darf, krumme Wege einzuschlagen.« Gaitskill entfernte sich unbesänftigt. Er war in seiner Berufsehre zutiefst verletzt.

»Es hat ihn hart getroffen«, sagte Taverner. »Er ist als Anwalt die Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit in Person. Wenn der alte

Leonides etwas Zweifelhaftes unternahm, zog er Gaitskill nie zurate. Er ließ sechs verschiedene Anwälte für sich arbeiten. O ja, er war ein Querkopf!«

»Und ganz besonders, als er sein Testament machte«, nickte mein Vater.

»Wie dumm von uns«, bemerkte Taverner. »Wenn wir es uns recht überlegt hätten, wären wir von selbst daraufgekommen, dass nur der alte Herr uns mit dem Testament einen Streich spielen konnte. Es fiel uns bloß nicht ein, dass er solche Absichten hegte.«

Ich musste an Josephines überlegenes Lächeln denken, mit dem sie gesagt hatte: »Die Polizei ist ja so dumm.«

Aber Josephine war bei der Verlesung des Testaments nicht zugegen gewesen. Und selbst wenn sie an der Tür gelauscht hatte (was ich gern glaubte!), so hätte sie kaum vermuten können, was ihr Großvater tat. Wieso also diese Anmaßung? Was wusste sie, dass sie sagen konnte, die Polizei sei dumm? Oder machte sie sich nur wichtig?

Die Stille im Zimmer veranlasste mich aufzublicken. Mein Vater und Taverner sahen mich an. Ich weiß nicht, was in ihrem Blick mich zwang, trotzig herauszuplatzen: »Sophia weiß nichts von der ganzen Sache! Gar nichts.«

»Nein...«, sagte mein Vater.

Ich vermochte nicht zu entscheiden, ob seine Äußerung als Zustimmung oder als Frage aufzufassen war.

»Sie wird höchst erstaunt sein!«

Es entstand eine Pause, in die das Telefon auf dem Schreibtisch jäh schrillte.

»Ja?« Mein Vater hatte den Hörer abgehoben, hörte zu und sagte dann: »Verbinden Sie mich mit ihr.« Er schaute mich an. »Deine Auserkorene will mit uns sprechen. Es soll sich um etwas Dringendes handeln.«

Ich nahm ihm den Hörer aus der Hand.

»Sophia?«

»Charles, bist du's? Es handelt sich um Josephine!«

Ihre Stimme brach.

»Was ist mit Josephine?«

»Sie hat einen Schlag auf den Kopf erhalten. Gehirnerschütterung. Es steht schlimm. Es heißt, vielleicht wird sie nicht genesen...«

Ich wandte mich an die beiden andern und sagte: »Auf Josephine ist ein Anschlag verübt worden.«

Mein Vater ergriff den Hörer und fuhr mich an: »Ich sagte dir doch, du sollst auf das Kind Acht geben...«

In einem schnellen Polizeiauto fuhren Taverner und ich nach Swinly Dean.

Ich dachte an Josephines Bemerkung, dass »der zweite Mord« nun fällig sei. Das arme Kind hatte nicht geahnt, dass es selbst das Opfer des »zweiten Mordes« werden sollte.

Mein Vater hatte Recht mit seinem Vorwurf. Natürlich hätte ich auf Josephine besser Acht geben müssen. Wenn Taverner und ich auch keinen Anhaltspunkt hatten, um den Giftmörder zu bezeichnen, so war es doch durchaus möglich, dass Josephine einen begründeten Verdacht hegte. Was ich für kindlichen Unsinn und Wichtigtuerei gehalten hatte, konnte recht gut etwas ganz anderes sein. Es war immerhin denkbar, dass Josephine mit ihrer Vorliebe für »detektivische« Betätigung auf eine Spur gestoßen war, die sie selbst nicht richtig abzuschätzen wusste.

Nur zu gut entsann ich mich des knackenden Zweiges im Garten. Da hatte ich gleich das Vorgefühl einer drohenden Gefahr gehabt. Ich hatte instinktiv reagiert; aber später war mir mein Argwohn übertrieben vorgekommen. Stattdessen hätte ich mir vorhalten sollen, dass es sich um einen Mordfall handelte, dass der Täter um seinen Kopf zitterte und dass er keinesfalls zögern würde, noch ein Verbrechen zu begehen, wenn er sich dadurch in Sicherheit bringen konnte.

Vielleicht hatte Magda aufgrund eines mütterlichen Instinkts gespürt, dass Josephine in Gefahr war, und so ließ

sich auch die fieberhafte Hast erklären, mit der sie das Kind in die Schweiz schicken wollte.

Sophia kam uns schon entgegen. Sie berichtete, dass Josephine ins Krankenhaus gebracht worden sei. Dr. Gray wollte so bald wie möglich das Ergebnis der Röntgenaufnahme mitteilen.

»Wie ist es denn geschehen?«, erkundigte sich Taverner.

Sophia führte uns hinter das Haus und durch ein Tor in einen kleinen, verlassen Hof. Sie wies auf ein Gebäude im Winkel, dessen Tür offen stand, und erklärte: »Das ist das ehemalige Waschhaus. Unten an der Tür ist ein Katzenloch, in das Josephine sich immer stellte, um mit der Tür zu schaukeln.«

Das Waschhaus war klein und ziemlich dunkel. Es enthielt ein paar Kisten, etliche alte Schläuche, zerbrochene Gartengeräte und beschädigte Möbel. Gerade hinter der Tür lag ein marmorner Türhalter.

»Das ist der Türstopper vom Eingang«, sagte Sophia. »Er muss oben gelegen haben.«

Taverner griff zur oberen Türkante hinauf. Es war eine niedrige Tür, die ihn nur um etwa dreißig Zentimeter überragte. Versuchsweise bewegte er sie hin und her. Dann bückte er sich und betrachtete den kleinen Marmorblock, rührte ihn jedoch nicht an.

»Hat jemand ihn aufgehoben?«, fragte er.

»Nein«, erwiderte Sophia. »Ich habe es nicht zugelassen.«

»Sehr gut. Wer hat das Kind gefunden?«

»Ich. Josephine kam um ein Uhr nicht zum Essen. Nannie rief sie. Eine Viertelstunde früher war Josephine durch die Küche in den Hof hinausgelaufen. Nannie sagte: »Sie wird Ball spielen oder wieder an der Tür schaukeln.« Ich sagte, ich würde sie holen gehen.«

»Wer kannte ihre Spielgewohnheiten?«

Sophia zuckte die Schultern.

»Wohl alle im Haus, vermute ich.«

»Wer sonst benutzt das alte Waschhaus? Der Gärtner?«

Sophia schüttelte den Kopf.

»Es geht selten jemand hinein.«

»Vom Haus aus sieht man diesen Hof nicht«, murmelte Taverner vor sich hin. »Man konnte gut unbemerkt hierher schlüpfen und die Falle stellen. Aber die Wahrscheinlichkeit...« Er brach ab und bewegte die Tür wieder hin und her. »Ganz ungewiss. Entweder oder. Man müsste eher damit rechnen, dass das Ding nicht trifft. Aber sie hat Pech gehabt. Sie wurde getroffen.«

Sophia schauderte.

Er betrachtete den Boden, der verschiedene Eindrücke aufwies. »Sieht aus, als ob man erst Versuche angestellt hätte... um auszuprobieren, wohin das Ding fällt. Das Geräusch war im Hause sicher nicht zu hören.«

»Nein, wir hörten nichts. Wir hatten keine Ahnung, dass etwas geschehen war, bis ich herkam und Josephine bewusstlos vorfand.«

Sophias Stimme war brüchig.

»Ist das ihr Halstuch?«

Taverner deutete auf ein kariertes Wolltuch, das am Boden lag.

»Ja.«

Sorgfältig hob er mit dem Wolltuch das Marmorstück auf.

»Vielleicht sind Fingerabdrücke darauf«, sagte er; aber sein Ton klang wenig hoffnungsvoll. »Der Täter wird sich wohl in Acht genommen haben.« Er wandte sich an mich: »Was schauen Sie so?« Ich betrachtete einen Holzstuhl, dessen Lehne zerbrochen war und der bei den ausrangierten Möbeln stand. Auf dem Sitz war etwas Erde.

»Sonderbar«, sagte Taverner. »Auf dem Stuhl hat jemand mit schmutzigen Schuhen gestanden. Wozu nur?« Er schüttelte den Kopf. »Wann fanden Sie sie eigentlich, Miss Leonides?«

»Es muss fünf nach eins gewesen sein.«

»Weiß man zufällig, wer als Letzter hier im Waschhaus war?«

»Keine Ahnung. Wahrscheinlich Josephine. Ich weiß, dass sie nach dem Frühstück an der Tür schaukelte.«

Taverner nickte.

»Also hat jemand zwischen dieser Zeit und Viertel vor eins sich hier zu schaffen gemacht. Hat man denn den Türstopper nicht vermisst?«

Sophia schüttelte den Kopf.

»Die Haustür war den ganzen Tag geschlossen. Es ist zu kalt.«

»Wissen Sie, wo die einzelnen Hausbewohner heute Vormittag waren?«

»Ich ging spazieren. Eustace und Josephine hatten Schule bis halb zwölf. Mein Vater war, glaube ich, den ganzen Vormittag in der Bibliothek.«

»Und Ihre Mutter?«

»Sie kam gerade aus ihrem Schlafzimmer, als ich von meinem Spaziergang zurückkehrte – das war gegen Viertel nach zwölf. Sie steht immer ziemlich spät auf.«

Wir gingen ins Haus. Ich folgte Sophia in die Bibliothek, wo Philip, blass und abgehärmt aussehend, in seinem Lehnstuhl saß. Magda kauerte vor ihm und weinte leise.

»Hat man schon vom Krankenhaus telefoniert?«, fragte Sophia.

Philip schüttelte den Kopf.

Magda schluchzte.

»Warum hat man mich nicht mit ihr fortgelassen? Mein Kleines... Und ich nannte sie immer Wechselbalg und machte sie damit wütend. Wie konnte ich so grausam sein? Und jetzt wird sie sterben. Ich weiß, sie wird sterben.«

»Sei still, Liebes«, sagte Philip. »Sei still.«

Ich fand, dass ich bei dieser traurigen Familienszene fehl am Platze war. Ich zog mich leise zurück und begab mich auf die Suche nach Nannie. Sie saß in der Küche und weinte ebenfalls.

»Es ist Schlechtigkeit in diesem Hause. Ich wollte es nicht glauben. Der Mensch, der den Herrn umgebracht hat, versuchte auch Josephine umzubringen.«

»Aber warum?«

Nannie nahm das Taschentuch von den Augen und warf mir einen schlaun Blick zu.

»Sie wissen ja, wie sie war. Sie wollte immer alles erfahren. So war sie schon als ganz kleines Ding. Sie versteckte sich unter dem Tisch und hörte zu, wenn die Mädchen miteinander sprachen, und hielt es ihnen dann vor. Dadurch kam sie sich wichtig vor. Sehen Sie, ihre Mutter kümmerte sich kaum um sie. Sie war kein schönes Kind wie die beiden andern. Sie war immer ein hässliches kleines Ding. Wechselbalg nannte ihre Mutter sie. Das war unrecht von ihr; und ich bin überzeugt, dass Josephine dadurch böse wurde. Aber sie stärkte ihr Selbstbewusstsein, indem sie alles Mögliche über andere in Erfahrung brachte und dann durchblicken ließ, was sie wusste. Aber das ist gefährlich, wenn ein Giftmörder im Hause ist!«

Ja, das war gefährlich. Mir fiel etwas anderes ein, und ich fragte Nannie: »Wissen Sie, wo sie das kleine schwarze Notizbuch aufbewahrte, in dem sie ihre Beobachtungen niederschrieb?«

»Ich weiß, was Sie meinen. Ich sah sie oft an ihrem Bleistift kauen und Notizen machen. Ich sagte ihr jedes Mal, sie solle nicht an dem Bleistift kauen, er sei giftig. ›Er ist nicht giftig‹, antwortete sie. ›Es ist gar kein Blei darin, sondern Grafit.‹ Das glaube ich zwar nicht, denn man sagt ja Bleistift, und folglich muss Blei darin sein.«

»Man sollte es meinen«, nickte ich. »Aber Josephine hat Recht.« (Josephine hatte immer Recht!) »Wo ist das Notizbuch?«

»Keine Ahnung, Mr Charles. In diesem Punkt war sie sehr schlau.«

»Hatte sie es nicht bei sich, als man sie fand?«

»Nein.«

Hatte jemand das Notizbuch weggenommen? Oder versteckte sie es in ihrem Zimmer? Ich wollte sofort nachschauen. Ich wusste nicht genau, welches Josephines Zimmer war; aber als ich zögernd im Flur stand, hörte ich Taverners Stimme: »Kommen Sie, Charles! Ich bin in Josephines Zimmer. Haben Sie schon einmal so etwas gesehen?«

Ich trat über die Schwelle und verharrte jählings.

Das kleine Zimmer sah aus, als ob hier ein Wirbelsturm geherrscht hätte. Die Schubladen waren aufgezogen, und der Inhalt lag überall verstreut. Bettzeug und Matratze waren herausgerissen. Der Teppich bildete einen Haufen. Die Stühle standen verkehrt, die Bilder waren von der Wand genommen, die Fotografien aus dem Rahmen gezerrt. »Allmächtiger!«, rief ich. »Weshalb hat man das gemacht? Hat man nach etwas gesucht?«

»Sicher.«

»Und niemand hat es gemerkt?«

»Wie denn?«, gab Taverner zurück. »Mrs Leonides bleibt vormittags in ihrem Schlafzimmer, manikürt sich, ruft ihre Freunde an und macht Modenschau mit ihren

Kleidern. Der Vater brütet in der Bibliothek über seinen Büchern. Die alte Kinderfrau putzt in der Küche Gemüse. Für einen Menschen, der die Gewohnheiten dieser Familie kennt, war das ganz einfach. Jeder hier im Hause konnte dem Kind die Falle stellen und das Zimmer durchwühlen. Aber der Betreffende hatte es eilig, zu einer gemächlichen Suche blieb ihm keine Zeit.«

»Jeder hier im Hause, sagen Sie?«

»Ja, ich habe nachgeforscht. Brenda war den größten Teil des Vormittags allein. Laurence und Eustace hatten von halb elf bis elf Pause – da waren Sie bei Ihnen, aber nicht die ganze Zeit. Miss de Haviland war allein im Garten. Roger befand sich in seinem Arbeitszimmer. Die andern erwähnte ich schon.«

»Nur Clemency war in London bei ihrer Arbeit.«

»Nein, sie kommt ebenfalls in Betracht. Sie litt an Kopfschmerzen und blieb deshalb heute daheim. Jeder kann es getan haben! Und ich weiß nicht, wer es war. Keine Ahnung habe ich. Wenn ich wenigstens wüsste, was man hier gesucht hat...« Seine Augen schweiften durch das Zimmer. »Und wenn ich nur wüsste, ob man es gefunden hat...« Taverner merkte mir offenbar an, dass es in meinem Kopf arbeitete; er fragte: »Was tat Josephine, als Sie sie zuletzt sahen?«

»Warten Sie«, entgegnete ich. Ich eilte hinaus, die Treppe empor, durch die Tür linker Hand und zum obersten Stockwerk hinauf. Vorsichtig betrat ich dann den Raum mit den Wasserbehältern und blickte mich hier um. Nichts verriet mir, was Josephine in diesem spinnwebbedeckten Speicherraum gesucht haben könnte. Aber so eine Kammer bot ein gutes Versteck. Ich hielt es für wahrscheinlich, dass Josephine hier etwas versteckt hatte, etwas, das sie, wie sie vielleicht recht gut wusste, nichts anging. Wenn dem so war, musste sich dieses Etwas bald finden lassen.

Nach drei Minuten hatte ich es denn auch geschafft. Hinter dem größten Behälter entdeckte ich einen Stapel Briefe, die in zerrissenes Packpapier eingewickelt waren.

Ich las den obersten Brief:

*Laurence, mein Geliebter, es war so herrlich gestern Abend, als du das Gedicht rezitiertest. Ich wusste, dass es für mich bestimmt war, obwohl du mich nicht anschauest. Aristide sagte: »Sie können gut Gedichte vortragen.« Er merkte nicht, was wir beide fühlten. Mein Geliebter, ich bin überzeugt, dass bald alles in Ordnung kommen wird. Wir werden froh sein, dass er nichts wusste, dass er zufrieden starb. Er war immer sehr gut zu mir. Ich möchte nicht, dass er leidet. Aber ich glaube wirklich nicht, dass es ein Vergnügen ist weiterzuleben, wenn man erst einmal achtzig Jahre alt geworden ist. Ich möchte das nicht! Bald werden wir für immer vereint sein. Wie wundervoll wird es sein, wenn ich zu dir sagen kann: »Mein geliebter Mann...« Liebster, wir sind füreinander bestimmt. Ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich<sup>1</sup>. Nie wird unsere Liebe aufhören...*

Es stand noch viel mehr da; aber ich hatte keine Lust weiterzulesen.

Ich ging hinunter und drückte Taverner grimmig das Päckchen in die Hand.

»Möglich«, sagte ich, »dass unser unbekannter Freund das hier gesucht hat.«

Taverner las ein paar Zeilen, pfiff durch die Zähne und überflog die verschiedenen Briefe. Dann blickte er mich mit dem Ausdruck einer Katze an, die den köstlichsten Rahm geschleckt hat.

»Schön«, sagte er sanft. »Jetzt haben wir Mrs Brenda Leonides und Mr Laurence Brown am Haken. Die beiden waren es also...«

In der Rückschau erscheint es mir sonderbar, wie plötzlich und vollständig mein Mitleid mit Brenda Leonides verging, nachdem ich die Briefe gefunden hatte. Ertrug es meine Eitelkeit nicht, dass sie mich angelogen hatte? Ich weiß es nicht. Ich bin kein Psychologe. Ich nehme lieber an, dass der Gedanke an die kleine Josephine, die in erbarmungslosem Selbstschutz niedergeschlagen war, die Quellen meines Mitgefühls versiegen ließ.

»Meiner Ansicht nach stellte Brown ihr die Falle«, sagte Taverner. »Das erklärt auch die Tatsache, die mir so rätselhaft war.«

»Was war Ihnen denn rätselhaft?«

»Nun, die Umständlichkeit. Warum nicht einfach hinter der Tür lauern, bis das Kind, das die verräterischen Briefe versteckt hatte, dort schaukelte, und es dann einfach niederschlagen? Wozu es sich so schwer machen? Der Mann konnte doch gar nicht sicher sein, dass das Marmorstück Josephine treffen würde. Wozu diese Umstandskrämerei? Um sich ein Alibi zu verschaffen? Aber ein Alibi hat niemand.«

»Und wie erklären Sie sich das Ganze jetzt?«, fragte ich.

»Mit einer persönlichen Idiosynkrasie. Laurence Brown hegt eine tief wurzelnde Abneigung gegen jede Gewalt. Er bringt es nicht über sich, eine Gewalttat zu begehen. Er hätte es nicht fertiggebracht, hinter der Tür zu lauern und das Kind mit eigener Hand niederzuschlagen. So

aber brauchte er gar nicht dabei zu sein und nichts zu sehen.«

»Ich verstehe«, antwortete ich langsam. »Darum vertauschte er auch das Insulin mit dem Eserin. Glauben Sie, dass er es ohne Brendas Wissen getan hat?«

»Das würde erklären, wieso sie die Insulinflasche nicht wegwarf. Vielleicht steckt sie aber auch dahinter – ein sanfter Tod für ihren müden, alten Gatten. Doch ich wette, dass sie von der Falle nichts wusste. Frauen verstehen von technischen Dingen nichts und trauen ihnen auch nicht. Der Giftmord war wohl ihre Idee; aber die Ausführung überließ sie ihrem betörten Sklaven.« Taverner machte eine Pause und fuhr dann fort: »Diese Briefe sind etwas für den Staatsanwalt. Wenn das Kind gesund wird, ist alles in schönster Ordnung.« Er warf mir einen Seitenblick zu. »Wie ist einem zu Mute, wenn man mit einer Million Pfund verlobt ist?«

Ich zuckte zusammen. In der Aufregung der letzten Stunden hatte ich das Testament völlig vergessen.

»Sophia weiß noch nichts«, erwiderte ich. »Soll ich es ihr sagen?«

»Soviel mir bekannt ist, wird Gaitskill die traurige oder erfreuliche Nachricht morgen nach der gerichtlichen Untersuchung verkünden.« Taverner machte ein nachdenkliches Gesicht. »Ich bin gespannt, wie die Familie sie aufnehmen wird.«

Die gerichtliche Untersuchung dauerte nur kurz. Wie erwartet, wurde auf Mord von unbekannter Hand erkannt. Und die Polizei mit der Untersuchung des Falles betraut.

Wir waren in gehobener Stimmung, denn am Abend zuvor hatte Dr. Gray uns mitgeteilt, dass Josephines Verletzungen weniger ernst wären, als man zunächst befürchtet hatte, und dass sie bald wieder gesund sein würde. Vorläufig dürfte niemand sie besuchen, auch ihre Mutter nicht.

»Vor allem Mutter nicht«, flüsterte Sophia mir zu. »Dr. Gray kennt sie.« Ich muss sie wohl mit einem viel sagenden Blick angesehen haben, denn sie fragte scharf: »Warum schaust du mich so missbilligend an?«

»Eine Mutter sollte doch wohl...«

»Es freut mich, dass du so nette, altmodische Vorstellungen hast, Charles. Aber du weißt nicht, wessen meine Mutter fähig ist. Die Gute würde eine große, dramatische Szene spielen. Und dramatische Szenen sind in einem Krankenzimmer nicht gerade am Platz. Manchmal kommt es mir so vor, als ob ich die Mutter von allen wäre.«

Gedankenvoll betrachtete ich sie. Der alte Leonides hatte offenbar richtig geurteilt. Der Mantel der Verantwortung lag bereits um Sophias Schultern.

Nach der gerichtlichen Untersuchung begleitete Dr. Gaitskill uns nachhause. Alle versammelten sich in Mag-

das Salon. Bei dieser Gelegenheit erlebte ich das Gefühl, das ein Regisseur haben muss. Ich wusste ja schon, was Gaitskill vorbringen würde, und ich nahm mir vor, die Reaktionen der einzelnen Familienmitglieder genau zu beobachten.

Gaitskill las ohne alle Umschweife in trockenem Ton zuerst Aristide Leonides' Brief und dann das Testament vor. Ich bedauerte, dass ich meine Augen nicht überall haben konnte. Brenda und Laurence beachtete ich nicht weiter, denn für Brenda hatte sich durch dieses Testament nichts geändert. Vor allem nahm ich Roger und Philip aufs Korn, an zweiter Stelle Magda und Clemency.

Mein erster Eindruck war, dass alle sich sehr gut hielten. Philip presste die Lippen fest zusammen, er sagte keinen Ton.

Magda dagegen brach sogleich in einen Wortschwall aus, nachdem Gaitskill geendet hatte. Ihre volle Stimme klang klar durch den Raum. »Sophia, mein Liebling, wie seltsam, wie romantisch! Wenn man denkt, wie schlau Papa uns alle getäuscht hat! Traute er uns nicht? Er schien Sophia nicht mehr zu lieben als uns alle. Das Ganze ist wirklich sehr dramatisch!« Unvermittelt sprang sie auf, tänzelte durchs Zimmer und machte vor Sophia einen Hofknicks. »Madame Sophia, deine arme Mutter bittet um ein Almosen.« Ihre Stimme nahm einen vulgären Tonfall an. »Bitte ein paar Münzen, mein Kind. Deine Mutter möchte ins Kino gehen.« Ohne sich zu rühren, sagte Philip mit steifen Lippen: »Ich bitte dich, Magda, wir haben keine Veranlassung zu Späßen.«

»Ach, aber Roger!«, rief Magda plötzlich und wandte sich an Roger. »Du Ärmster! Papa wollte dich retten, und nun ist er gestorben, ohne etwas für dich tun zu können. Du bekommst ja gar nichts! Sophia, du musst Roger unbedingt helfen!«

»Nein«, sagte Clemency mit trotziger Miene und trat einen Schritt vor. »Nichts. Gar nichts.«

Wie ein großer, plumper Bär ging Roger zu Sophia hinüber und ergriff liebevoll ihre Hände.

»Ich will keinen Penny, mein liebes Kind. Sobald hier alles in Ordnung ist, fahre ich mit Clemency nach Barbados und beginne ein einfaches Leben. Wenn ich jemals in wirkliche Not gerate, werde ich mich an das Familienoberhaupt wenden...« Er lächelte sie gewinnend an. »Aber bis dahin will ich keinen Penny.«

Unerwarteterweise mischte Edith de Haviland sich ein: »Das ist ja alles gut und schön; doch du mußt auch daran denken, wie andere Leute die Sache sehen. Man wird über Sophia klatschen, wenn ihr einfach fortgeht.«

»Was kümmert uns die öffentliche Meinung?«, entgegnete Clemency zornig.

»Wir wissen, dass du danach nicht fragst«, sagte Edith scharf, »aber Sophia lebt in *dieser* Welt. Sie hat Verstand und Herz, und Aristide hat meiner Meinung nach richtig gehandelt, als er das Wohlergehen der Familie in ihre Hände legte. Sie muss Roger beispringen.«

Roger umarmte seine Tante und streichelte sie.

»Du bist lieb, Tantchen; aber du verstehst uns immer noch nicht. Clemency und ich wissen, was wir wollen, und was wir nicht wollen.«

»Niemand von euch versteht Roger!«, rief Clemency, deren Wangen sich gerötet hatten. »Ihr habt ihn nie verstanden! Komm, Roger.«

Sie gingen hinaus. Gaitskill blickte ihnen missbilligend nach. Meine Augen schweiften endlich zu Sophia. Sehr aufrecht, mit vorgestrecktem Kinn und ruhigem Blick stand sie am Kamin. Sie hatte soeben ein ungeheures Vermögen geerbt; doch ich dachte als Erstes daran, wie einsam sie plötzlich geworden war. Zwischen ihr und

ihren Angehörigen hatte sich eine Schranke erhoben. Ihr Großvater hatte ihr eine schwere Bürde auferlegt, und sie schien sich darüber klar zu sein. Schon jetzt spürte man hinter der Zuneigung der anderen eine latente Feindseligkeit. Es kam mir so vor, dass sogar in Magdas Spiel versteckte Bosheit gelegen hatte. Andere, noch dunklere Unterströmungen waren nur noch nicht an die Oberfläche gedrungen.

Gaitskill räusperte sich und begann gemessen: »Gestatten Sie mir, Ihnen zu gratulieren, Miss Sophia. Sie sind jetzt sehr reich. Ich möchte Ihnen raten, nicht überstürzt zu handeln. Für die laufenden Ausgaben kann ich Ihnen Bargeld vorstrecken, wenn es nötig ist. Wenn Sie die späteren Arrangements mit mir besprechen wollen, berate ich Sie sehr gern. Überlegen Sie sich alles in Ruhe.«

»Roger...«, hob Edith hartnäckig an.

Gaitskill fiel schnell ein: »Roger kann für sich selbst sorgen. Er ist erwachsen, vierundfünfzig Jahre alt, wenn ich mich nicht irre. Und Aristide Leonides hatte Recht: Roger ist kein Kaufmann.« Er sah Sophia an. »Wenn Sie die Lebensmittel-AG wieder sanieren, dürfen Sie sich ja nicht der Hoffnung hingeben, dass Roger sie erfolgreich leiten wird.«

»Es fällt mir nicht im Traume ein, die Lebensmittel-AG zu sanieren.« Sophia, die zum ersten Mal etwas äußerte, sprach klar und sachlich. »Das wäre ja Wahnsinn.«

Gaitskill lächelte unmerklich. Er verabschiedete sich reihum und verließ das Zimmer.

Eine Weile herrschte Schweigen. Dann erhob Philip sich steif und sagte: »Ich muss an meine Arbeit zurückkehren. Ich habe viel Zeit verloren.«

»Vater...« Sophias Ton klang unsicher, beinahe flehend.

Ich sah, dass sie erbebt und zurückzuckte, als Philip sie kalt und feindlich ansah.

»Du musst entschuldigen, dass ich dir nicht gratuliert habe«, sagte er. »Für mich war es ein ziemlicher Schock. Ich hätte nicht gedacht, dass mein Vater mich so demütigen würde, dass er meine lebenslange Liebe so missachten könnte.« Zum ersten Mal durchbrach der natürliche Mensch die Eiskruste der Zurückhaltung. »Mein Gott«, rief er, »wie konnte er mir das nur antun? Er war immer ungerecht zu mir, immer!«

»Ach nein, Philip, nein, das darfst du nicht denken«, rief Edith. »Alte Leute fühlen sich sehr oft zur jungen Generation hingezogen. Außerdem war dein Vater durch und durch Geschäftsmann...«

»Er hat sich nie etwas aus mir gemacht.« Philips Stimme war heiser. »Alles drehte sich nur um Roger. Nun, wenigstens...« Hohn spiegelte sich plötzlich auf seinen Zügen, »wenigstens war sich Vater darüber klar, dass Roger nichts taugt. Roger hat auch nichts bekommen.«

»Und ich?«, meldete Eustace sich zum Wort.

Bis jetzt hatte ich Eustace gar nicht beachtet; doch nun merkte ich, dass er infolge einer heftigen Gemütsbewegung zitterte. Er schien sogar Tränen in den Augen zu haben.

»Es ist eine Schandel!«, schrie er mit bebender Stimme. »Wie konnte Großvater das wagen? Ich bin sein einziger Enkel. Wie konnte er es wagen, mich zu übergehen? Ich hasse ihn! Ich hasse ihn! Mein Leben lang werde ich ihm das nicht verzeihen. So ein gemeiner Tyrann! Ich wünschte ihm den Tod. Ich wollte fortgehen und mein eigener Herr sein. Und jetzt muss ich mich von Sophia tyrannisieren lassen. Ich wünschte, ich wäre tot...«

Seine Stimme brach, und er lief hinaus.

»Keine Selbstbeherrschung«, murmelte Edith.

»Ich verstehe gut, wie ihm zu Mute ist«, rief Magda. »Ich werde mit ihm sprechen.« Auch sie eilte aus dem Zimmer.

»Höre, Magda...« Edith trippelte ihr nach.

»Du hast deine Karten gut ausgespielt«, sagte Philip zu Sophia, die ihn immer noch bittend ansah, und verließ das Zimmer.

»Das war grausam von ihm«, sagte ich. »Sophia...« Sie streckte die Arme nach mir aus, und ich zog sie an mich. »Es ist zu viel für dich, mein Liebes.«

»Ich weiß, wie ihnen zu Mute ist«, sagte Sophia. »Großvater sah es wohl voraus und glaubte an meine Kraft. Ich will ihn nicht enttäuschen. Ich wünschte nur, dass Eustace weniger grollte.«

»Er wird es verwinden.«

»Glaubst du? Ich weiß nicht recht. Er ist sehr grüblerisch veranlagt. Schrecklich, dass Vater sich verletzt fühlt.«

»Deiner Mutter hat es nichts ausgemacht.«

»Ein bisschen doch. Es ist nicht angenehm, wenn man die eigene Tochter um Geld für eine Theateraufführung bitten muss. Sie wird mir sehr bald zusetzen, *Edith Thompson* zu finanzieren.«

»Und was wirst du sagen? Wenn es sie doch glücklich macht...«

Sophia entwand sich mir und warf den Kopf zurück.

»Ich werde Nein sagen! Das Stück ist schlecht, und Mutter eignet sich nicht für die Rolle. Das hieße, Geld zum Fenster hinauswerfen.«

Unwillkürlich musste ich lachen.

»Was ist?«, fragte Sophia argwöhnisch.

»Ich fange an zu verstehen, warum dein Großvater dir alles vermacht hat. Du bist aus dem gleichen Holz geschnitzt wie er, Sophia.«

Ich bedauerte einzig und allein, dass Josephine all dies nicht miterlebte. Sie hätte es so sehr genossen. Ihre Genesung schritt rasch voran, und sie wurde nun jeden Tag zurückerwartet. Gleichwohl versäumte sie noch ein weiteres wichtiges Ereignis.

Ich befand mich eines Vormittags gerade mit Sophia und Brenda im Garten, als ein Auto vorfuhr, dem Taverner und Lamb entstiegen.

Brenda starrte den Wagen an.

»Da sind sie wieder«, sagte sie. »Ich dachte, sie hätten es aufgegeben. Ich dachte, es wäre überstanden.«

Ich sah, dass sie schauderte.

Sie hatte sich vor etwa zehn Minuten zu uns gesellt und gesagt: »Wenn ich nicht an die Luft komme, werde ich verrückt. Aber vor dem Tor lauert immer ein Reporter. Es ist wie eine Belagerung.« Übergangslos hatte sie hinzugefügt: »Du hast Laurence entlassen, Sophia. Warum?«

»Wir haben mit Eustace andere Pläne«, hatte Sophia ruhig geantwortet. »Und Josephine kommt ja in die Schweiz.«

»Laurence ist deshalb ganz außer sich. Er hat das Gefühl, dass du ihm nicht traust.«

Sophia hatte nichts erwidert, und in diesem Augenblick war der Polizeiwagen vorgefahren.

Ich glaubte zu wissen, was Taverners Ankunft bedeutete. Ich hatte Sophia nichts von den gefundenen Briefen

gesagt; aber ich wusste, dass sie inzwischen dem Staatsanwalt vorgelegt worden waren.

Taverner kam wieder aus dem Haus und schritt auf uns zu. Brenda begann zu zittern.

»Was will er nur?«, fragte sie unruhig.

Taverner sprach kurz und bündig: »Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie. Sie werden verdächtigt, am neunzehnten September Aristide Leonides mit Eserin vergiftet zu haben. Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass alles, was Sie von nun an äußern, gegen Sie verwendet werden kann.«

Brenda verlor die Nerven. Sie schrie auf und klammerte sich an mich. Sie rief: »Nein, nein, es ist nicht wahr! Ich habe es nicht getan. Ich weiß nichts von der ganzen Sache. Es ist ein Komplott. Ich will nicht ins Gefängnis! Ich habe nichts getan...«

Es war entsetzlich. Ich versuchte sie zu beschwichtigen, indem ich ihr erklärte, dass ich ihr einen Anwalt besorgen würde, sie solle ruhig bleiben, der Anwalt würde sich um alles kümmern...

Taverner ergriff sanft ihren Arm.

»Kommen Sie, Mrs Leonides. Wir wollen gleich gehen.«

Sie wehrte sich und starrte ihn aus großen Katzenaugen an.

»Was haben Sie mit Laurence gemacht?«

»Mr Laurence Brown ist auch verhaftet«, erklärte er.

Da gab sie nach. Sie schien in sich zusammenzusinken. Tränen rannen ihr über die Wangen. Widerstandslos ließ sie sich von Taverner zum Auto führen. Ich sah Laurence Brown und Sergeant Lamb aus dem Hause kommen. Sie stiegen alle in den Wagen, der sofort abfuhr.

Ich holte tief Atem und schaute Sophia an, die ganz blass geworden war.

»Schrecklich«, hauchte sie. »Du musst ihr einen guten Anwalt besorgen, Charles, den besten Verteidiger, den es gibt. Wir müssen ihr helfen, so gut es geht.«

Ich nickte, und wir schwiegen beide. Ich dachte daran, dass Brenda soeben den gleichen entsetzten Ausdruck gehabt hatte wie Magda an dem Tag, an dem ich sie kennen gelernt hatte. Damals war es Theater gewesen, hatte es sich um die Rolle der Edith Thompson gehandelt; doch bei Brenda war das Entsetzen zutiefst echt gewesen. Brenda war keine Kämpfernatur, und ich fragte mich, ob sie überhaupt genügend Nerven hatte, um einen Mord zu begehen.

Sophia fragte unvermittelt: »Warum hat man die Verhaftung gerade jetzt vorgenommen? Ich dachte, es fehlte an Beweisen.«

»Es hat sich ein gewisser Beweis ergeben. Briefe.«

»Liebesbriefe zwischen den beiden?«

»Ja. Mach kein so betrübtetes Gesicht, mein Herz. Das haben wir doch die ganze Zeit gehofft, nicht wahr? Brenda ist die richtige Person, nicht?«

»Sei still, Charles, ich schäme mich.«

»Wir müssen vernünftig sein. Jetzt können wir heiraten, Sophia. Du kannst mich nicht mehr hinhalten. Die Familie Leonides ist reingewaschen.«

Sie schaute mich an.

»Ja, ich glaube wahrhaftig, wir sind reingewaschen.«

»Natürlich. Niemand von euch hatte ja ein Motiv.«

Sie wurde plötzlich weiß.

»Außer mir, Charles. Ich hatte ein Motiv.«

»Wieso?«, fragte ich bestürzt. »Du wusstest ja nichts von dem Testament.«

»Doch«, flüsterte sie.

»Wie?«

Mich fröstelte auf einmal.

»Ich wusste die ganze Zeit, dass Großvater alles mir vermacht hatte.«

»Woher denn?«

»Er sagte es mir selbst. Zwei Wochen vor seinem Tod sagte er ganz unvermittelt zu mir: ›Ich habe dir mein ganzes Vermögen vermacht. Du musst für die Familie sorgen, Sophia, wenn ich tot bin.‹«

»Das hast du mir verschwiegen.«

»Ich war unsicher. Als alle von der Testamentsunterzeichnung erzählten, dachte ich, er hätte sich vielleicht geirrt und sich nur eingebildet, ich wäre die Alleinerbin. Oder das andere Testament sei verloren gegangen und würde nie mehr auftauchen. Ich wollte nicht, dass es gefunden würde. Ich hatte Angst.«

»Angst? Wovor?«

»Ich glaube... vor einem Mord.«

Wieder dachte ich an den Ausdruck des Entsetzens auf Brendas Gesicht und an das Entsetzen, in das Magda sich hineingesteigert hatte, als sie sich vorstellte, die Rolle einer Mörderin zu spielen. Eine solche Panik hatte keinen Platz in Sophias Seele, sondern sie erkannte durchaus realistisch, dass das Testament ihres Großvaters sie verdächtig machen konnte. Ich glaubte jetzt besser zu verstehen, warum sie erst die Wahrheit wissen wollte, ehe sie sich mit unserer Heirat einverstanden erklärte.

Als wir zum Haus zurückgingen, fiel mir an einer bestimmten Stelle ein, dass sie gesagt hatte, sie könne wohl einen Mord begehen, aber dann müsse sich's auch wirklich lohnen.

**A**n einer Biegung des Weges trafen wir Clemency und Roger. Clemency blickte düster, Roger aufgeregt drein.

»Da seid ihr ja«, sagte Roger. »Endlich! Ich dachte schon, das Weib würde niemals verhaftet werden. Worauf man noch gewartet hat, ist mir schleierhaft. Nun, jetzt hat man sie ja mitsamt ihrem elenden Freund geholt, und hoffentlich werden beide gehängt werden.«

Clemencys Miene wurde noch düsterer.

»Sei nicht so roh, Roger.«

»Roh? Unsinn! Vorsätzlich und kaltblütig einen alten Mann zu vergiften, und da schiltst du mich roh, wenn die Mörder ihre gerechte Strafe bekommen! Ich sage dir, ich könnte das Weib mit eigenen Händen erwürgen!« Er wandte sich an uns: »Ihr wart mit ihr zusammen, als die Polizei sie holte, nicht wahr? Wie benahm sie sich?«

»Es war schrecklich«, antwortete Sophia leise. »Sie verlor beinahe den Verstand vor Angst.«

»Geschieht ihr ganz recht.«

»Sei doch nicht so rachsüchtig«, tadelte Clemency.

»Ach, du verstehst das nicht. Es war nicht dein Vater. Ich liebte meinen Vater. Du hast keine Fantasie, Clemency. Stell dir einmal vor, man hätte mich vergiftet...«

Ich sah, wie sie die Hände ballte.

»So etwas darfst du nicht einmal im Spaß sagen, Roger.«

»Lass nur, mein Herz, bald haben wir all das hinter uns.«

Wir gingen auf das Haus zu. Roger und Sophia schritten voraus. Clemency fragte mich: »Ob man uns jetzt wohl reisen lässt?«

»Sind Sie so erpicht darauf fortzukommen?«, gab ich zurück.

»Ich halte es kaum mehr aus.« Sie begegnete meinem erstaunten Blick mit einem schwachen Lächeln. »Haben Sie nicht gemerkt, dass ich die ganze Zeit um Rogers und mein Glück gekämpft habe? Ich hatte solche Angst, dass die Familie ihn überreden würde, in England zu bleiben. Roger ist immerhin ein Leonides, und deshalb meint er, eine Frau könnte nur glücklich sein, wenn sie ein behagliches, sorgenfreies Leben führt. Aber Roger muss fort, er muss ein Leben führen dürfen, das ihn befriedigt, eine Arbeit haben, bei der er nicht versagt. Und ich will ihn für mich haben, will nicht in den Familienbanden ersticken...«

Sie hatte mit einer Verzweiflung gesprochen, die mich erschreckte. Ich hatte mir nicht klar gemacht, wie fertig sie war. Ich hatte mir auch nicht klar gemacht, wie tief und besitzergreifend ihre Gefühle für Roger waren.

Hatte Edith de Haviland an Clemency gedacht, als ihr die Bemerkung vom Götzendienst entschlüpft war? Roger hatte seinen Vater mehr geliebt als seine Frau, so sehr er ihr auch zugetan sein mochte. Zum ersten Mal erkannte ich, wie sehnlich Clemency wünschte, ihren Gatten ganz für sich zu haben. Die Liebe zu Roger machte ihr Leben aus. Er war ebenso sehr ihr Kind wie ihr Mann und Liebhaber.

Vor dem Haus fuhr ein Wagen vor.

»Oh«, rief ich, »da kommt ja Josephine zurück!«

Josephine und Magda stiegen aus. Das Kind trug einen Kopfverband, sah aber sonst auffallend gut aus. Josephine sagte sofort: »Ich will meine Goldfische sehen«, und strebte zum Teich. »Liebes«, rief Magda ihr nach, »du solltest dich erst ein bisschen hinlegen und eine gute Suppe essen.«

»Ich mag nicht!«

Magda sah unentschlossen aus. Ich wusste, dass Josephine schon vor einigen Tagen das Krankenhaus hätte verlassen können und dass sie nur auf Taverners Veranlassung hin noch dort geblieben war. Er hatte das Kind keiner Gefahr aussetzen wollen, bevor seine Verdächtigen hinter Schloss und Riegel saßen.

Ich sagte zu Magda: »Die frische Luft tut ihr sicher gut. Ich werde mich um sie kümmern.«

Ich holte Josephine ein, ehe sie den Teich erreicht hatte.

»Es ist allerlei geschehen, während du fort warst«, sagte ich.

Josephine gab keine Antwort. Mit ihren kurzsichtigen Augen spähte sie ins Wasser.

»Ich sehe Ferdinand nicht«, murmelte sie.

»Welcher ist Ferdinand?«

»Der Fisch mit den vier Flossen.«

»Das ist aber eine komische Gattung. Der leuchtend goldene gefällt mir gut.«

»Das ist ein ganz gewöhnlicher.«

»Der weiße, der wie von Motten angefressen aussieht, gefällt mir weniger.«

Josephine warf mir einen zornigen Blick zu.

»Das ist ein sehr wertvoller japanischer Fisch, der viel mehr kostet als ein Goldfisch.«

»Möchtest du nicht hören, was sich hier ereignet hat?«

»Ich glaube, ich weiß schon alles.«

»Weißt du auch schon, dass man ein anderes Testament gefunden hat und dass Sophia alles erbt?«

Sie nickte gelangweilt.

»Mutter erzählte es mir. Ich wusste es aber schon.«

»Hörtest du davon im Krankenhaus?«

»Nein, ich hörte, wie Großvater es Sophia sagte.«

»Da hast du wohl mal wieder gelauscht?«

»Ja. Ich lausche für mein Leben gern.«

»Es ist aber etwas Abscheuliches. Du kennst doch das Sprichwort: Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand.«

Sie sah mich mit einem sonderbaren Ausdruck an.

»Ich hörte auch, was er über mich zu ihr sagte, wenn Sie das meinen.« Sie fügte hinzu: »Nannie wird immer wütend, wenn sie mich beim Lauschen ertappt.«

Ich wechselte das Thema.

»Du hast etwas verpasst, Josephine. Chefinspektor Taverner hat vorhin Brenda und Laurence verhaftet.«

Ich hatte gedacht, dass Josephine in ihrer Eigenschaft als Detektiv diese Nachricht mit begeistertem Interesse aufnehmen würde; aber stattdessen antwortete sie nur in enervierend gelangweilten Ton: »Ja, ich weiß.«

»Das kannst du ja gar nicht wissen. Es ist eben erst geschehen.«

»Wir trafen das Auto unterwegs. Ich reimte mir gleich alles zusammen.«

»Ich musste ihm die Briefe zeigen«, sagte ich abbittend. »Ich fand sie hinter dem einen Wasserbehälter. Ich hätte es dir überlassen, sie ihm zu geben, wenn du nicht im Krankenhaus gewesen wärst.«

Sie fasste sich unwillkürlich an den Kopf.

»Man wollte mich töten«, klagte sie. »Ich sagte Ihnen ja, es sei Zeit für den zweiten Mord. Es war dumm von Laurence, die Briefe dort zu verstecken. Ich sah ihn eines Tages vom Speicher kommen. Er versteht nichts von technischen Dingen, darum dachte ich mir gleich, dass er dort etwas versteckt hätte.«

»Aber ich glaubte...« Ich brach ab, da Ediths Stimme gebieterisch erklang: »Josephine! Josephine! Komm sofort!«

Josephine seufzte.

»Ich muss gehen. Wenn Tante Edith ruft, muss man folgen.«

Sie lief über den Rasen, und ich ging ihr langsam nach. Nach einem kurzen Wortwechsel mit ihrer Großtante lief sie ins Haus.

Ich gesellte mich auf der Terrasse zu Edith de Haviland. An diesem Morgen sah man ihr das Alter an. Ihre müden, leidenden Züge erschreckten mich. Sie wirkte abgespannt und niedergeschlagen. Offenbar bemerkte sie meine Besorgnis; denn sie lächelte mich beruhigend an.

»Das Kind scheint durch sein Erlebnis nichts gelernt zu haben«, sagte sie. »Wir müssen gut auf die Kleine aufpassen. Aber vielleicht ist das jetzt gar nicht mehr nötig...« Sie seufzte. »Ich bin froh, dass es überstanden ist. Wie lange wird der Prozess wohl dauern?«

»Drei bis vier Monate, schätze ich. Und nach der Verurteilung kann man ja noch Berufung einlegen.«

»Glauben Sie, dass die beiden verurteilt werden?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht, wie viele Beweise oder Indizien die Polizei hat. Meines Wissens nur Briefe.«

»Liebesbriefe? Sie hatten also doch etwas miteinander?«

»Sie sind ineinander verliebt.«

Sie machte ein grimmiges Gesicht.

»Ich freue mich nicht über diese Entwicklung. Ich mochte Brenda nicht, und ich habe schlecht über sie geredet. Aber jetzt muss man ihr eine Chance geben. Das wäre in Aristides Sinn. Ich muss nun wohl dafür sorgen, dass es Brenda an nichts fehlt.«

»Und Laurence?«

»Ach, Laurence!« Ungeduldig zuckte sie die Schultern. »Männer müssen für sich selbst sorgen. Aber Aristide würde uns niemals verzeihen, wenn wir...« Sie ließ den Satz unvollendet. Stattdessen sagte sie: »Es wird wohl bald Essenszeit sein. Gehen wir lieber hinein.«

Ich erwiderte, dass ich nach London fahren wollte.

»Mit Ihrem Wagen?«

»Ja.«

»Hm. Würden Sie mich mitnehmen? Jetzt können wir doch sicher wieder kommen und gehen, wie wir wollen.«

»Sehr gern. Ich glaube aber, Magda und Sophia wollen nach dem Essen auch fahren. Da haben Sie es bequemer als in meinem offenen Zweisitzer.«

»Ich möchte nicht mit den beiden fahren. Nehmen Sie mich mit, und sprechen Sie nicht weiter darüber.«

Auf der Fahrt in die Stadt verhielten wir uns ziemlich schweigsam. Ich fragte sie, wo ich sie absetzen sollte.

»Harley Street.«

An der Straße, wo die besten Ärzte Londons wohnen?, dachte ich verwundert; aber da fuhr sie schon fort: »Nein, es ist noch zu früh. Setzen Sie mich bei Debenhams ab. Dort kann ich noch einen Bissen essen und nachher zur Harley Street gehen.«

»Hoffentlich...«, begann ich und brach ab.

»Deshalb wollte ich nicht mit Magda fahren. Sie dramatisiert immer alles so.«

»Es tut mir sehr leid...«

»Nicht nötig. Ich hatte ein gutes Leben, ein sehr gutes Leben.« Sie lächelte plötzlich. »Und es ist ja auch noch nicht vorbei.«

Ich hatte meinen Vater seit einigen Tagen nicht mehr gesehen. Als ich ihn aufsuchte, war er mit anderen Dingen beschäftigt, nicht mit dem Fall Leonides, und so begab ich mich zu Taverner, der gern eine kurze Arbeitspause einlegte und mit mir in ein Restaurant ging. Ich beglückwünschte ihn zur Lösung des Falles, aber er wirkte überhaupt nicht besonders froh.

»Nun ja, der Fall ist so weit gelöst, dass ein Prozess geführt werden kann«, knurrte er.

»Glauben Sie, dass es zu einer Verurteilung kommt?«

»Unmöglich vorauszusehen. Wir haben es nur mit Indizien zu tun. Es hängt viel davon ab, was für einen Eindruck die Geschworenen haben werden.«

»Verraten die Briefe viel?«

»Auf den ersten Blick stellen sie die beiden arg bloß. Sie enthalten Andeutungen auf das Zusammenleben nach dem Tode des alten Mannes. Sätze wie: »Es wird nicht mehr lange dauern.« Der Verteidiger wird es natürlich so hinstellen, als ob das nur eine Anspielung auf das mutmaßlich zu erwartende Ableben des Alten wäre. Von Mord oder Gift ist keine Rede; aber einige Wendungen könnte man als Hinweis darauf auffassen.«

»Was glauben Sie denn selbst?«, fragte ich.

Er sah mich ausdruckslos an.

»Gar nichts. Ich habe dem Staatsanwalt die Tatsachen unterbreitet, und er hat entschieden, dass den beiden der Prozess gemacht werden soll. Das ist alles. Ich habe mei-

ne Pflicht getan, und damit ist der Fall für mich erledigt. So, nun wissen Sie Bescheid.«

Aber ich wusste nicht Bescheid. Ich merkte, dass Taverner aus irgendeinem Grund unzufrieden war.

Erst drei Tage später schüttete ich meinem Vater zuhause mein Herz aus. Er selbst hatte den Fall mir gegenüber nie mehr erwähnt. Diese unsichtbare Schranke zwischen uns musste ich durchbrechen.

»Wir müssen uns einmal aussprechen«, sagte ich. »Taverner ist mit der Lösung des Falles unzufrieden, und du bist es auch.«

Mein Vater schüttelte den Kopf. Wie Taverner antwortete er: »Die Indizien genügen zweifellos für einen Prozess. Wir haben mit dem Fall nichts mehr zu schaffen.«

»Aber ihr glaubt doch nicht, dass die beiden schuldig sind?«

»Das müssen die Geschworenen entscheiden.«

»Was glaubt ihr denn persönlich?«

»Meine persönliche Meinung gilt nicht mehr als deine, Charles.«

»Doch. Du hast mehr Erfahrung.«

»Dann will ich ehrlich sein. Ich weiß einfach nicht, ob sie es getan haben.«

»Ich wünschte, du wärest sicher.«

»Ja, das wünschte ich auch. Du hast immer noch die Sorge, dass einer von den Leonides der wahre Täter sein könnte, nicht wahr?«

»Nicht eigentlich. Ich frage mich nur...« Ich bemühte mich, mir selbst über dieses Problem klar zu werden. »Weißt du, es kommt mir so vor, als ob sie es selbst denken.«

»Sie denken es selbst? Das ist interessant. Meinst du, sie verdächtigen sich gegenseitig, oder wissen sie tatsächlich, wer es getan hat?«

»Ich bin mir nicht sicher«, antwortete ich. »Es ist alles so nebulös und verworren. Ich glaube, sie verdrängen ihr Wissen – falls sie etwas wissen.«

Mein Vater nickte.

»Roger nicht«, fuhr ich fort. »Roger ist überzeugt, dass Brenda den Mord begangen hat. Aber die andern sind unsicher. Sie bestehen darauf, dass Brenda den besten Verteidiger erhält, damit sie jede Chance nutzen kann, ihre Unschuld zu beweisen. Warum?«

»Weil sie sie im Grunde für unschuldig halten. Wer könnte es sonst getan haben? Du hast doch mit allen gesprochen, Charles.«

»Ich weiß es nicht. Das Grübeln bringt mich beinahe um den Verstand. Keiner von der Familie entspricht meinem Bild eines Mörders, und doch habe ich das Gefühl, dass einer von ihnen tatsächlich ein Mörder ist.«

»Sophia?«

»Nein. Großer Gott, nein!«

»Du denkst aber an die Möglichkeit, Charles, leugne es nicht. Gerade weil du sie nicht wahrhaben möchtest. Und die andern? Philip?«

»Nur aus einem ganz und gar fantastischen Motiv.«

»Motive können fantastisch sein«, erwiderte mein Vater. »Was wäre sein Motiv?«

»Er ist sehr eifersüchtig auf Roger, ist es sein Leben lang gewesen. Vielleicht wusste Philip, dass sein Vater Roger wieder auf die Beine helfen wollte. Der Tod des alten Mannes verhinderte dieses Vorhaben. Ach, ich weiß, das ist absurd...«

»Nicht unbedingt. Weiter. Magda?«

»Magda ist ziemlich kindisch. Sie sieht alles verzerrt. Ich wäre niemals auf den Gedanken gekommen, sie zu verdächtigen, wenn sie nicht plötzlich den Wunsch geäußert hätte, Josephine in die Schweiz zu schicken. Da kam mir die Idee, dass sie vielleicht befürchtete, Josephine wüsste etwas und könnte es verraten...«

»Und dann wurde an Josephine ein Mordversuch verübt.«

»Das kann ihre Mutter nicht getan haben!«

»Warum nicht?«

»Ich bitte dich, eine Mutter würde doch niemals...«

»Charles, Charles, liest du denn keine Prozessberichte? Immer wieder kommt es vor, dass eine Mutter eines ihrer Kinder nicht mag. Die andern kann sie deshalb abgöttisch lieben. Wenn eine solche Abneigung besteht, dann ist sie sehr stark.«

»Sie nannte Josephine immer einen Wechselbalg«, gab ich widerwillig zu.

»Nahm das Kind das übel?«

»Ich glaube wohl.«

»Roger können wir wohl auslassen«, sagte mein Vater.  
»Und seine Frau?«

»Wenn Clemency den alten Leonides umgebracht hat, dann aus einem sehr seltsamen Grund.« Ich erzählte meinem Vater von meinen Gesprächen mit Clemency. Ich sagte, dass ihr leidenschaftlicher Wunsch, Roger aus England fortzubekommen, sie dazu geführt haben könnte, ihren Schwiegervater zu vergiften. »Sie hatte Roger überredet, mit ihr ins Ausland zu gehen, ohne ein Wort verlauten zu lassen. Der Alte kam dahinter und erbot sich, das Geschäft neu zu finanzieren. Damit waren Clemencys Hoffnungen und Pläne zerstört.«

»Was für einen Eindruck hast du von Miss de Haviland?«

»Auch sie könnte es getan haben. Ein Motiv wüsste ich allerdings nicht. Wenn sie es getan hat, dann wohl aus keinem anderen Grund, als weil sie glaubte, selbst für Gerechtigkeit sorgen zu müssen. Ein solcher Mensch ist sie.«

»Ist sie denn ebenfalls erpicht darauf, dass Brenda einen guten Verteidiger erhält?«

»Ja. Das könnte bei ihr aber eine Gewissensfrage sein. Wenn sie die Täterin ist, will sie keinesfalls, dass ein anderer Mensch für ihr Vergehen büßt.«

»Aber hätte sie dem Kind etwas antun können?«

»Unvorstellbar«, erwiderte ich gedehnt. »Das erinnert mich übrigens an etwas, das Josephine gesagt hat, und ich komm und komm nicht darauf, was es war. Es muss etwas sein, das zu der ganzen Sachlage nicht passt. Wenn ich nur darauf käme...«

»Lass nur, es wird dir schon noch einfallen. Hast du sonst noch etwas auf dem Herzen?«

»Ja. Was weißt du über Kinderlähmung, Dad? Beeinflusst die Krankheit den Charakter?«

»Du denkst wohl an Eustace?«

»Ja. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr scheint es mir glaubhaft, dass auch Eustace nicht auszuschalten wäre. Er liebte seinen Großvater nicht. Er ist höchst sonderbar und launisch, meistens sehr finster. Er ist nicht ganz normal. Ihm traue ich ohne Weiteres zu, dass er Josephine niederschlagen würde, wenn sie etwas wüsste – und es ist gut möglich, dass sie etwas weiß. Ja, das Kind weiß etwas. Sie machte immer Notizen...« Ich unterbrach mich. »Himmel, was für ein Dummkopf bin ich doch!«

»Was ist los?«, fragte mein Vater neugierig.

»Jetzt weiß ich, was nicht stimmt. Taverner und ich nahmen doch an, dass man in Josephines Zimmer die Briefe gesucht hat. Ich dachte, sie hätte sie an sich ge-

nommen und in der Dachkammer versteckt. Aber sie sagte mir neulich, Laurence hätte sie dort versteckt. Sie sah ihn vom Speicher kommen, schnüffelte dann dort herum und fand die Briefe. Natürlich hat sie sie gelesen. Sie muss sie gelesen haben! Aber sie ließ sie, wo sie waren.«

»Nun, und?«

»Verstehst du nicht? Es ist ausgeschlossen, dass man in Josephines Zimmer die Briefe gesucht hat. Es muss etwas anderes gewesen sein.«

»Und zwar...«

»Das kleine Notizbuch, in das sie immer ihre »Entdeckungen« eintrug. Das hat man gesucht! Übrigens glaube ich nicht, dass man es gefunden hat. Ich glaube, Josephine hat es noch. Aber wenn sie es noch hat...«

Ich stand auf.

»Wenn sie es noch hat«, fiel mein Vater ein, »ist sie immer noch in Gefahr. Wolltest du das sagen?«

»Ja. Sie wird erst außer Gefahr sein, wenn sie in der Schweiz ist. Du weißt ja, dorthin will man sie schicken.«

»Geht sie gern fort?«

Ich überlegte.

»Das möchte ich bezweifeln.«

»Dann wird sie sich wahrscheinlich wehren. Jedenfalls hast du Recht, sie ist in Gefahr. Du solltest lieber wieder hinfahren.«

»Aber was soll ich denken?«, rief ich verzweifelt. »Eustace? Clemency?«

Mein Vater sagte freundlich: »Meiner Meinung nach weisen alle Tatsachen in eine einzige Richtung. Es wundert mich, dass du es nicht selbst siehst. Ich...«

Glover trat ein.

»Entschuldigung, Mr Hayward«, sagte er zu mir. »Sie werden am Telefon verlangt. Miss Leonides wünscht Sie zu sprechen. Es sei dringend.«

Angst umkrallte mein Herz. War Josephine abermals einem Anschlag zum Opfer gefallen? Und hatte der Mörder diesmal keinen Fehler gemacht?

Ich eilte zum Telefon.

»Sophia? Hier ist Charles.«

Sophias Stimme klang hart, aber dahinter verbarg sich Verzweiflung.

»Charles, es ist noch nicht vorbei. Der Mörder ist immer noch hier.«

»Wieso? Was meinst du? Was ist los? Ist es... Josephine?«

»Nein, Nannie.«

»Nannie?!«

»Ja, eine Tasse Kakao – Josephines Kakao. Sie trank ihn nicht, sondern ließ ihn auf dem Tisch in der Halle stehen. Nannie fand es schade, ihn einfach fortzugießen. Deshalb trank sie ihn.«

»Die arme Nannie... Geht es ihr sehr schlecht?«

Sophias Stimme brach.

»Ach, Charles, sie ist tot.«

Und wieder war es wie in einem Albtraum. Das dachte ich, als ich mit Taverner von London abfuhr. Es war eine Wiederholung unserer früheren Fahrt. Taverner fluchte in Abständen. Was mich betrifft, so sagte ich von Zeit zu Zeit überflüssigerweise: »Brenda und Laurence sind also unschuldig.«

Hatte ich jemals wirklich an die Schuld der beiden geglaubt? Es wäre so angenehm gewesen. Dann wäre man den anderen Möglichkeiten entronnen, den viel düsternen Möglichkeiten...

Brenda und Laurence hatten sich ineinander verliebt, hatten sich sentimentale Liebesbriefe geschrieben. Sie hatten sich der Hoffnung hingegeben, dass Brendas alter Mann bald friedlich sterben könnte... aber ich fragte mich, ob sie wirklich seinen Tod gewünscht hatten. Ich hatte das Gefühl, dass Verzweiflung und Sehnsucht einer unglücklichen Liebesaffäre viel besser zu ihnen passten als ein gewöhnliches Eheleben. Brenda war zu anämisch, zu apathisch. Es verlangte sie nach Romantik. Und Laurence war auch ein Typ, der unbestimmte Zukunftsträume mehr genoss als die konkrete Befriedigung der Fleischeslust.

Sie hatten sich in einer Falle gefangen, und vor lauter Angst hatten sie nicht genügend Verstand gehabt, einen Ausweg zu finden. Laurence hatte in seiner unglaublichen Weltfremdheit nicht einmal Brendas Briefe vernichtet. Und Laurence hatte den marmornen Türhalter nicht auf die Tür des Waschhauses gelegt. Das hatte jemand getan,

dessen Gesicht immer noch hinter einer Maske verborgen war.

Wir fuhren vor dem Haus vor. Taverner stieg aus, und ich folgte ihm. In der Halle befand sich ein Polizist in Zivil, den ich nicht kannte. Er begrüßte Taverner, und der Chefinspektor zog ihn beiseite.

Aufgestapelte Gepäckstücke in der Halle erregten meine Aufmerksamkeit. Als ich die Koffer betrachtete, kam Clemency die Treppe herunter und durch die offene Tür in die Halle. Sie trug wieder das dunkelblaue Wollkleid sowie einen Tweedmantel und einen blauen Filzhut.

»Sie kommen gerade zur Zeit, um uns Lebewohl zu sagen.«

»Sie reisen?«

»Wir fahren heute Abend nach London. Unser Flugzeug geht morgen Früh.«

Sie war ruhig und lächelte; aber ihre Augen blickten aufmerksam.

»Aber Sie können doch jetzt nicht fort?«

»Warum denn nicht?«

»Dieser Todesfall...«

»Wir haben nichts mit Nannies Tod zu tun.«

»Vielleicht nicht. Trotzdem...«

»Weshalb sagen Sie »vielleicht nicht? Wir haben wirklich nichts damit zu tun. Roger und ich waren oben und packten fertig. Während der ganzen Zeit, da der Kakao in der Halle auf dem Tisch stand, kamen wir nicht herunter.«

»Können Sie das beweisen?«

»Ich kann für Roger zeugen, und er kann für mich zeugen.«

»Das ist alles? Sie sind ein Ehepaar, vergessen Sie das nicht.«

Ihr Ärger machte sich Luft.

»Sie sind unmöglich! Roger und ich gehen fort, um unser eigenes Leben zu führen. Warum sollten wir da eine nette, dumme, alte Frau vergiften, die uns nie etwas zu Leide getan hat?«

»Sie hätten ja einen andern Menschen meinen können.«

»Ein Kind würden wir noch weniger vergiften.«

»Das hängt wohl von dem Kind ab, nicht wahr?«

»Was soll das heißen?«

»Josephine ist kein gewöhnliches Kind. Sie weiß sehr viel. Sie...«

Ich brach ab. Josephine war aus dem Salon aufgetaucht. Sie aß den unvermeidlichen Apfel, und über seiner rosigen Rundung funkelten ihre Augen in geradezu dämonischem Vergnügen.

»Nannie ist vergiftet worden«, sagte sie. »Genau wie Großvater. Schrecklich aufregend, nicht?«

»Bist du denn gar nicht traurig darüber?«, fragte ich. »Du hattest sie doch sehr gern?«

»Nicht besonders. Sie schalt mich immer und ließ mir keine Ruhe.«

»Hast du überhaupt jemanden gern, Josephine?«, fragte Clemency.

Josephine richtete die dämonischen Augen auf Clemency.

»Ich liebe Tante Edith«, sagte sie. »Tante Edith liebe ich sehr. Und ich könnte Eustace lieben, wenn er nicht so gemein zu mir wäre und sich mehr dafür interessieren würde, wer all die Verbrechen begangen hat.«

»Du solltest damit Schluss machen und nicht mehr Detektiv spielen, Josephine«, sagte ich. »Das ist gefährlich.«

»Ich brauche nicht mehr Detektiv zu spielen«, entgegnete sie. »Ich weiß alles.«

Eine Weile herrschte Schweigen. Josephines ernste Augen hafteten fest auf Clemency. Ein Geräusch gleich einem tiefen Seufzer drang an mein Ohr. Ich fuhr herum. Edith de Haviland stand auf der Treppe; aber ich glaubte nicht, dass sie geseufzt hatte. Das Geräusch war hinter der Tür hervorgekommen, durch die Josephine soeben eingetreten war.

Ich ging rasch dorthin und stieß sie ganz auf. Es war niemand zu sehen.

Trotzdem war ich ernsthaft besorgt. Jemand hatte hinter dieser Tür gestanden und Josephines Worte gehört. Ich kehrte zurück und nahm Josephine, die an ihrem Apfel kaute und immer noch Clemency anstarrte, am Arm. Hinter ihrem Ernst lag, wie mir schien, eine gewisse böseartige Befriedigung.

»Komm mal mit, Josephine«, sagte ich, »ich möchte mit dir reden.«

Josephine wollte sich offenbar wehren, aber ich duldete keinen Widerspruch. Ich zwang sie, mit mir in den Teil des Hauses zu gehen, wo ihr eigenes Zimmer lag. Dort war ein unbenutzter kleiner Raum, wo uns vermutlich niemand stören würde. Ich schloss energisch die Tür und bedeutete Josephine, sich zu setzen. Ich nahm auf einem anderen Stuhl Platz und rückte ihn so, dass ich ihr gerade ins Gesicht sah.

»So, Josephine«, hob ich an, »nun wollen wir mal klar Schiff machen. Was weißt du eigentlich?«

»Sehr viel.«

»Das bezweifle ich nicht. Dein Köpfchen ist wahrscheinlich vollgestopft mit wichtigen und unwichtigen Dingen. Aber du hast genau verstanden, was ich meine. Oder nicht?«

»Doch, natürlich. *Ich* bin nicht dumm.«

Ich wusste nicht, ob ihre Betonung gegen mich oder die Polizei gemünzt war, aber ich übergang die Bemerkung und fuhr fort: »Weißt du, wer etwas in deinen Kakao getan hat?«

Sie nickte.

»Weißt du, wer deinen Großvater vergiftet hat?«

Wieder nickte sie.

»Und wer einen Anschlag auf dich verübt hat?«

Sie nickte zum dritten Mal.

»Dann musst du mit deinem Wissen herausrücken. Du wirst mir jetzt alles sagen.«

»Nein.«

»Du musst. Alles, was du weißt, muss die Polizei erfahren.«

»Ich will der Polizei nichts verraten. Sie ist dumm. Die Polizei dachte, Brenda hätte es getan – oder Laurence. Ich war nicht so dumm. Ich wusste recht gut, dass die beiden es nicht getan haben. Ich hatte so eine Ahnung, wer dahintersteckte, und dann machte ich die Probe, und nun weiß ich, dass ich Recht hatte.«

Der letzte Satz klang frohlockend.

Ich betete um Geduld und nahm einen neuen Anlauf.

»Hör mir gut zu, Josephine, du bist sehr gescheit...« Josephine machte ein zufriedenes Gesicht. »Aber es nützt nichts, gescheit zu sein, wenn man nicht am Leben ist, um sich der eigenen Gescheitheit zu erfreuen. Siehst du denn nicht ein, dass du in Gefahr bist, solange du deine Geheimnisse so töricht für dich behältst?«

Sie nickte beifällig.

»Natürlich bin ich in Gefahr.«

»Schon zweimal bist du nur mit knapper Not davongekommen. Beim ersten Anschlag hättest du beinahe daran glauben müssen. Der zweite hat einen anderen Menschen

das Leben gekostet. Begreifst du nicht, Kind? Wenn du immerzu laut verkündest, du wüsstest, wer der Mörder ist, werden noch mehr Anschläge vollführt werden.«

»In manchen Büchern wird ein Mord nach dem andern verübt«, belehrte Josephine mich vergnügt. »Zum Schluss entdeckt man den Mörder, weil er der einzige Überlebende ist.«

»Wir haben es nicht mit einem Kriminalroman zu tun. Du hast viel zu viel gelesen, und das ist dir nicht bekommen. Ich werde dich zum Reden bringen, und wenn ich dich schütteln muss, bis dir die Zähne klappern.«

»Ich könnte Ihnen ja etwas erzählen, das gar nicht wahr ist.«

»Das könntest du, aber du wirst es nicht tun. Worauf wartest du eigentlich noch?«

»Sie verstehen das nicht«, erwiderte Josephine. »Vielleicht verrate ich nichts, weil ich... weil ich den Menschen sehr gern habe.« Sie machte eine Pause, wie um mir Zeit zu lassen, diese Eröffnung zu erfassen, und fuhr dann fort: »Und wenn ich es sage, muss es richtig sein. Alle müssen im Kreis um mich herumsitzen, und dann werde ich alles schildern, mit den Beweisen, und dann werde ich ganz plötzlich sagen: ›Du bist der Mörder...‹«

Dramatisch stieß ihr Zeigefinger in die Luft, gerade als Edith de Haviland eintrat.

»Wirf das Apfelgehäuse in den Papierkorb, Josephine«, sagte Edith. »Hast du ein Taschentuch bei dir? Deine Finger sind ja ganz klebrig. Ich nehme dich im Auto mit.« Sie schaute mich bedeutungsvoll an. »Draußen ist sie in den nächsten zwei Stunden eher in Sicherheit.« Als Josephine eine rebellische Miene aufsetzte, fügte ihre Tante hinzu: »Wir fahren nach Longbridge und essen dort Eis.«

Josephines Gesicht erhellte sich, und sie sagte: »Zwei Portionen.«

»Vielleicht«, antwortete Edith. »Geh jetzt und hol dir Hut und Mantel. Und vergiss dein Halstuch nicht. Es ist kalt heute. Begleiten Sie sie, Mr Hayward, damit sie nicht allein ist, und lassen Sie sie nicht aus den Augen. Ich muss noch zwei kurze Briefe schreiben.«

Sie setzte sich an den Sekretär, und ich führte Josephine hinaus. Auch ohne Ediths Ermahnung hätte ich mich wie eine Klette an Josephine geheftet. Ich war überzeugt, dass das Kind in größter Gefahr schwebte.

Kurz nachdem Josephine zum Ausgang angezogen war, kam Sophia herein. Sie machte ein erstauntes Gesicht, als sie mich sah.

»Nanu, Charles, bist du Kindermädchen geworden? Ich wusste gar nicht, dass du hier bist.«

»Ich fahre mit Tante Edith nach Longbridge«, verkündete Josephine. »Wir essen dort Eis.«

»Brrr! Bei dieser Kälte?«

»Eis schmeckt immer wunderbar«, erwiderte Josephine. »Wenn man innen kalt ist, fühlt man sich außen umso wärmer.«

Sophia runzelte die Stirn. Sie sah besorgt aus, war sehr blass und hatte Ringe unter den Augen.

Wir holten Edith ab, die gerade zwei Briefumschläge schloss. Sie stand rasch auf und sagte: »Gehen wir. Ich habe Evans beauftragt, den Ford vorzufahren.«

Sie eilte in die Halle, und wir folgten ihr.

Wieder ruhten meine Augen auf den Koffern. Aus irgendeinem Grund beunruhigte mich ihr Anblick.

Vor der Haustür zog Edith de Haviland sich die Handschuhe an und schaute zum Himmel empor.

»Ein ganz ordentlicher Tag. Kalt, aber erfrischend. Ein richtiger englischer Herbsttag. Wie schön die Bäume aussehen, wenn die kahlen Äste sich gegen den Himmel abheben... nur ein paar goldene Blätter sind noch daran.«

Sie schweig ein Weilchen. Dann drehte sie sich um und küsste Sophia. »Leb wohl, mein Herz. Mach dir nicht zu viel Sorgen. Manche Dinge müssen eben erduldet werden. Komm, Josephine.«

Damit stieg sie in den wartenden Wagen. Josephine kletterte neben sie. Beide winkten, als das Auto abfuhr.

»Ich glaube, sie hat Recht«, sagte ich zu Sophia. »Es ist besser, wenn Josephine nicht im Hause ist. Aber wir müssen das Kind zum Reden bringen.«

»Wahrscheinlich weiß Josephine gar nichts, sondern macht sich nur wichtig. Das tut sie nämlich sehr gern.«

»In diesem Fall möchte ich es bezweifeln. Hat man inzwischen festgestellt, was in dem Kakao war?«

»Die Polizei hält es für Digitalin. Tante Edith nimmt immer Digitalin für ihr Herz. In ihrem Zimmer stand eine ganze Flasche voll kleiner Tabletten. Jetzt ist die Flasche leer.«

»Solche Sachen muss man verschlossen aufbewahren.«

»Das tat sie auch. Aber es war wohl nicht schwer herauszufinden, wo sie den Schlüssel zu ihrem Medizinschränkchen versteckte.«

»Aber wer?« Wieder betrachtete ich das Gepäck. Unvermittelt sagte ich: »Sie dürfen nicht wegfahren.«

Sophia sah mich verwundert an.

»Roger und Clemency? Charles, du glaubst doch nicht etwa...«

»Was glaubst denn du?«

Mit einer hilflosen Gebärde streckte sie die Hände aus.

»Ich weiß es nicht, Charles«, murmelte sie. »Ich weiß nur, dass es wie ein Albtraum ist...«

»Ich verstehe. Ich hatte dasselbe Gefühl, als ich mit Taverner hierher fuhr.«

»Da ist man mit Menschen zusammen, die man gut kennt, schaut ihnen ins Gesicht, und plötzlich verändern sich die Mienen, und es ist nicht mehr der Mensch, den man gekannt hat... es ist ein Fremder... ein böser Fremder... Ach, komm mit mir hinaus, Charles! Ich fürchte mich in diesem Haus...«

Wir blieben lange im Garten. Wie in stillschweiger Übereinkunft sprachen wir nicht von dem Entsetzen, das auf uns lastete. Stattdessen erzählte mir Sophia mit Worten der Liebe von Nannie, von den Spielen, die sie miteinander gespielt, von den Geschichten, die Nannie über Roger und seine Geschwister berichtet hatte.

»Sie waren ihre Kinder, verstehst du. Dann kam sie erst im Krieg wieder zu uns, als Josephine noch in den Windeln lag und Eustace ein ulkiges, kleines Kerlchen war.«

Es beruhigte Sophia, diesen Erinnerungen nachzuhängen, und ich ermunterte sie weiterzusprechen. Ich fragte mich, was Taverner treiben mochte. Wahrscheinlich verhörte er die Hausangestellten. Ein Wagen knatterte mit dem Fotografen und zwei anderen Polizisten davon, und plötzlich fuhr eine Ambulanz vor.

Sophia schauderte. Nach einer Weile fuhr die Ambulanz wieder fort, und wir wussten beide, dass Nannies Leichnam zur Autopsie fortgeschafft worden war.

Und immer noch wanderten wir im Garten umher und plauderten, und unsere Worte wurden mehr und mehr eine Hülle, hinter der wir unsere wahren Gedanken verbargen.

Schließlich sagte Sophia fröstelnd: »Es muss schon spät sein, es wird dunkel. Wir sollten hineingehen. Tante Edith und Josephine sind noch nicht zurückgekommen. Das wundert mich...«

Mir wurde etwas unbehaglich zu Mute. Was war da los? Brachte Edith das Kind absichtlich nicht zurück, um es dem krummen Hause fernzuhalten?

Wir gingen hinein. Sophia zog alle Vorhänge zu. Im Kamin brannte ein Feuer, und der große Salon wirkte harmonisch mit seinem altmodischen Luxus, der ihm etwas Unwirkliches verlieh. Auf den Tischen standen große Vasen mit gelbbraunen Chrysanthemen.

Sophia klingelte, und ein Mädchen, das ich früher oben gesehen hatte, brachte den Tee herein. Es hatte rote Augen und schniefte unaufhörlich. Ich bemerkte auch, dass es des Öfteren ängstlich über die Schulter zurückschaute.

Magda gesellte sich zu uns, aber ihrem Mann wurde der Tee in die Bibliothek gebracht. Magda gefiel sich diesmal in der Rolle der erstarrten Kummervollen. Sie sprach sehr wenig. Einmal sagte sie: »Wo nur Edith und Josephine bleiben? Sie kommen spät heim.« Doch das sagte sie, als ob ihre Gedanken ganz woanders wären.

Mir dagegen wurde immer unbehaglicher zu Mute. Ich fragte, ob Taverner noch im Haus sei, und Magda antwortete, sie nähme es an. Ich machte mich auf die Suche nach ihm. Dann teilte ich ihm meine Sorge um Miss de Haviland und das Kind mit.

Er ging sofort zum Telefon und gab bestimmte Anweisungen.

»Sie erhalten Bescheid, sowie ich etwas höre«, sagte er.

Ich dankte ihm und ging in den Salon zurück, wo Sophia mit Eustace saß, Magda war nicht mehr da.

»Taverner gibt uns Bescheid, wenn er Nachricht hat«, sagte ich zu Sophia.

Sie erwiderte leise: »Es ist geschehen, Charles, es muss etwas geschehen sein.«

»Liebes, es ist ja noch nicht wirklich spät.«

»Weshalb sorgt ihr euch?«, warf Eustace ein. »Sie sind wahrscheinlich ins Kino gegangen.« Damit hinkte er hinaus.

»Vielleicht hat sie Josephine in ein Hotel gebracht«, sagte ich zu Sophia, »oder nach London. Ich glaube, es war ihr klar, dass das Kind in Gefahr ist... vielleicht wusste sie es besser als wir.«

Sophia antwortete mit einem düsteren Blick, den ich nicht recht zu ergründen vermochte.

»Sie küsste mich zum Abschied...«

Ich begriff nicht ganz, was sie mit dieser zusammenhanglosen Bemerkung meinte. Ich fragte, ob Magda sich auch Sorgen machte.

»Mutter? Ach nein. Sie hat gar kein Zeitgefühl. Sie liest ein neues Stück von Vavasour Jones, ein Kriminalstück. Meiner Ansicht nach ist es ein Abklatsch von *Arsenik*, aber es ist eine gute Rolle darin, eine Frau, die unbedingt Witwe sein will.«

Ich sagte nichts mehr. Wir taten so, als läsen wir. Es war halb sieben, als Taverner hereinkam. Seine Miene war unmissverständlich.

Sophia sprang auf.

»Nun?«

»Leider bringe ich eine schlimme Nachricht. Ich veranlasste eine Suche nach dem Auto. Ein Motorradfahrer sah einen Ford mit der fraglichen Nummer von der Landstraße nach Flackspur Heath abbiegen – durch den Wald.«

»Wohl nicht über die Schneise zum Steinbruch?«

»Doch, Miss Leonides.« Er machte eine Pause und fügte dann hinzu: »Der Wagen wurde im Steinbruch gefunden. Beide Insassen sind tot. Zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen sagen, dass der Tod auf der Stelle eingetreten ist.«

»Josephine!« Magda stand in der Tür. Ihre Stimme wurde zu einem Wimmern. »Josephine... mein Kind...«

Sophia ging zu ihr und schloss sie in die Arme.

Ich entschuldigte mich und eilte hinaus. Mir war etwas eingefallen! Edith de Haviland hatte zwei Briefe geschrieben und war damit in die Halle hinuntergegangen. Aber sie hatte sie nicht mehr in der Hand gehabt, als sie in den Wagen gestiegen war.

In der Halle strebte ich geradewegs auf die breite Eichenkommode zu. Ich fand die Briefe – man hatte sie nachlässig hinter einen Kupferteekessel geschoben.

Der eine war an Chefinspektor Taverner adressiert.

Taverner war mir gefolgt. Ich reichte ihm den an ihn gerichteten Brief, und er riss ihn auf. Neben ihm stehend, las ich den kurzen Inhalt:

*Ich nehme an, dass dieser Brief nach meinem Tod geöffnet werden wird. Auf Einzelheiten möchte ich nicht eingehen, sondern nur bekennen, dass ich Aristide Leonides und Janet Rowe (Nannie) getötet habe. Ich erkläre hiermit feierlich, dass Brenda Leonides und Laurence Brown unschuldig sind. Dr. Michael Chavasse, Harley Street 783, wird bestätigen, dass ich nur noch einige Monate zu leben hätte. Ich ziehe es vor, diesen Ausweg zu wählen und zwei unschuldigen Menschen einen Mordprozess zu ersparen. Ich bin geistig gesund und mir dessen, was ich hier schreibe, durchaus bewusst.*

*Edith Elfrida de Haviland*

Als ich fertig gelesen hatte, merkte ich, dass auch Sophia über Taverners Schulter geblickt hatte, ob mit oder ohne sein Einverständnis, wusste ich nicht.

Taverner eilte zum Telefon.

»Tante Edith...«, murmelte Sophia.

Ich sah Edith de Haviland wieder vor mir, wie ihr Absatz erbarmungslos die Winde zertrat. Und ich dachte daran, dass sie mir gleich verdächtig vorgekommen war. Aber warum...? Sophia sprach meinen Gedanken aus, bevor ich ihn in Worte fassen konnte.

»Aber warum hat sie Josephine mitgenommen?«

»Warum hat sie die Morde begangen?«, fragte ich. »Was für ein Motiv hatte sie?«

Doch während ich sprach, erkannte ich die Wahrheit. Ich merkte, dass ich immer noch ihren zweiten Brief in der Hand hielt. Ich betrachtete ihn und gewährte auf dem Umschlag meinen eigenen Namen.

Dieser Umschlag war dicker und fühlte sich härter an als der andere. Ich glaube, ich wusste, was darin war, ehe ich ihn öffnete, Josephines kleines schwarzes Notizbuch fiel heraus. Ich hob es vom Boden auf. Es lag aufgeschlagen in meiner Hand, und ich sah die Eintragung auf der ersten Seite...

Wie aus weiter Ferne hörte ich Sophias Stimme, klar und beherrscht: »Wir haben uns geirrt. Tante Edith hat es gar nicht getan.«

»Ja«, sagte ich.

Sophia schmiegte sich an mich und flüsterte: »Es war... Josephine, nicht wahr? So ist es also... Josephine.«

Gemeinsam blickten wir auf die erste Eintragung in dem schwarzen Büchlein, geschrieben in ungelenker, kindlicher Handschrift:

*Heute habe ich Großvater getötet.*

Später wunderte ich mich, dass ich so blind hatte sein können. Die Wahrheit hatte so klar zu Tage gelegen. Josephine, nur Josephine verfügte über die notwendigen Eigenschaften, um alle Fragen zu beantworten. Ihre Eitelkeit, ihr maßloser Geltungsdrang, ihre Redelust, das Herausstreichen ihrer eigenen Gescheitheit und ihre abfälligen Bemerkungen über die Dummheit der Polizei – all das hatte für ihre Schuld gesprochen.

Ich hatte sie nie in Betracht gezogen, weil sie noch ein Kind war. Aber Kinder haben schon manchmal einen Mord begangen, und dieser Mordfall lag im Bereich eines Kindes. Ihr Großvater hatte selbst das Verfahren angegeben, hatte ihr tatsächlich die Handhabe geliefert. Sie musste nur darauf achten, dass sie keine Fingerabdrücke hinterließ, und darüber hatte sie jeder Kriminalroman belehren können. Auch sonst stammte ihr Wissen aus dieser Lektüre. Das Notizbuch, das Spionieren, ihre Verdächtigungen, ihr beharrlicher Ausspruch, dass sie nichts verraten würde, solange sie nicht sicher wäre – all das war den Detektiven in den Kriminalromanen abgelauscht.

Und dann der Anschlag auf sich selbst. Das war eine geradezu unglaubliche Tat, wenn man bedachte, wie leicht sie ihn mit dem Tod hätte bezahlen können. Aber nach Art der Kinder hatte sie diese Möglichkeit gar nicht in Betracht gezogen. Sie war die Heldin der Geschichte. Die Heldin kommt nicht um. Doch dabei hatte sie einen Fingerzeig hinterlassen – die Erdspuren auf dem alten Stuhl im Waschhaus. Josephine war der einzige Mensch, der auf

einen Stuhl klettern musste, um das Marmorstück auf die obere Türkante zu legen. Offenbar war ihr das mehrmals misslungen, wie die Eindrücke auf dem Boden bewiesen, und ungeduldig hatte sie es immer wieder versucht und ihr Halstuch benutzt, um Fingerabdrücke zu vermeiden. Und dann war der schwere Türstopper ihr auf den Kopf gefallen und sie war mit knapper Not dem Tod entronnen.

Sie hatte ihr Ziel erreicht. Diesen Eindruck wollte sie ja erwecken: Sie war in Gefahr, sie »wusste etwas« und war deshalb angegriffen worden!

Es ging mir auch auf, dass sie meine Aufmerksamkeit absichtlich auf ihre Anwesenheit in der Dachkammer gelenkt hatte. Außerdem hatte sie die Unordnung in ihrem Zimmer selbst hergestellt, bevor sie ins Waschhaus gegangen war.

Doch als sie nach ihrer Rückkehr aus dem Krankenhaus erfuhr, dass Brenda und Laurence verhaftet worden waren, musste sie enttäuscht gewesen sein. Der Fall war abgeschlossen und sie – Josephine – stand nicht mehr im Mittelpunkt.

So entwendete sie das Digitalin aus Ediths Zimmer, schüttete die Tabletten in ihren eigenen Kakao und ließ die Tasse unberührt auf dem Tisch in der Halle stehen.

Ob sie wohl wusste, dass Nannie den Kakao trinken würde? Möglicherweise. Nach ihren Worten an jenem Morgen hatte sie Nannies Kritik übel genommen. Ob Nannie, klug und erfahren durch ihren lebenslangen Umgang mit Kindern, sie vielleicht verdächtigt hatte?

Josephine hatte von der Großmutter die Herrschsucht geerbt, von Magda den Egoismus, der nur den eigenen Standpunkt kennt. Wahrscheinlich hatte sie auch, mit der gleichen Empfindlichkeit ausgestattet wie Philip, darunter gelitten, dass sie nicht hübsch war – der Wechselbalg der Familie. Zudem durfte man nicht vergessen, dass sie die Enkelin des alten Leonides war – gescheit und schlau wie

er, aber im Gegensatz zu ihm, der Angehörige und Freunde geliebt hatte, war bei ihr die Liebe nur auf die eigene Person gerichtet.

Vermutlich war sich der alte Leonides darüber klar gewesen – außer ihm hatte es niemand erkannt –, dass Josephine eine Gefahr für sich selbst und für andere bedeutete. Er hatte sie vom Schulleben ferngehalten, weil er befürchtete, dass sie dort Unheil anrichten könnte. Er hatte sie beschirmt, im eigenen Heim bewacht, und ich begriff jetzt, warum er Sophia gedrängt hatte, auf Josephine aufzupassen.

War Magdas plötzlicher Entschluss, Josephine ins Ausland zu schicken, auch auf Sorge um das Kind zurückzuführen? Vielleicht nicht auf eine bewusste Sorge, sondern auf einen unbestimmten mütterlichen Instinkt.

Und Edith de Haviland? Hatte sie zuerst einen Verdacht gehegt, dann eine Befürchtung – und schließlich alles gewusst? Ich blickte auf den Brief in meiner Hand. Da stand:

*Lieber Charles,*

*dies ist eine vertrauliche Mitteilung für Sie – und für Sophia, wenn Sie es richtig finden. Es ist notwendig, dass jemand die Wahrheit weiß. Ich fand das beiliegende Notizbuch in der alten Hundehütte bei der Hintertür. Sie bewahrte es dort auf. Es bestätigt, was ich bereits argwöhnte. Mein Vorhaben mag richtig oder falsch sein – ich weiß, es nicht. Mein Leben nähert sich jedenfalls dem Ende, und ich möchte nicht, dass das Kind leidet, wie es meines Erachtens wohl leiden würde, wenn man es für sein Tun zur Rechenschaft zieht.*

*Oft findet sich in einer Familie ein Mensch, der »nicht ganz richtig« ist.*

*Wenn ich falsch handle, möge Gott mir verzeihen – aber ich tue es aus Liebe. Gott behüte euch beide.*

*Edith de Haviland*

Ich zögerte nur einen Augenblick, dann gab ich Sophia den Brief. Zusammen schlugen wir noch einmal Josephines schwarzes Notizbüchlein auf.

*Heute habe ich Großvater getötet.*

Wir blätterten weiter. Es war eine erstaunliche Darstellung, für einen Psychologen sicher höchst interessant. Das Motiv für das Verbrechen wurde deutlich – ein erbärmliches, kindliches Motiv.

*Großvater erlaubt nicht, dass ich tanzen lerne; darum habe ich beschlossen, ihn zu töten. Dann können wir nach London ziehen und dort leben, und Mutter wird nichts dagegen haben, wenn ich Ballettstunden nehme.*

Ich führe hier nur ein paar Eintragungen an, die wichtig sind:

*Ich will nicht in die Schweiz, ich will nicht. Wenn Mutter mich zwingt, bringe ich sie auch um – nur kann ich mir kein Gift mehr beschaffen. Vielleicht versuche ich es mit Vogelbeeren, die ja giftig sind.*

*Eustace hat mich heute sehr böse gemacht. Er sagt, ich bin nur ein Mädchen und überflüssig und meine Detektivtätigkeit wäre dumm. Er würde mich nicht für dumm halten, wenn er wüsste, dass ich der gesuchte Mörder bin.*

*Charles gefällt mir; aber er ist ziemlich einfältig. Ich weiß noch nicht, wem ich den Mord in die Schuhe schieben soll. Vielleicht Brenda und Laurence. Brenda ist hässlich zu mir. Sie sagt, ich bin nicht ganz richtig im Kopf. Aber Laurence gefällt mir. Er erzählte mir von Charlotte Corday, die einen Menschen im Bad getötet hat. Sie hat es nicht sehr geschickt gemacht.*

Die letzte Eintragung brachte eine Enthüllung:

*Ich hasse Nannie. Ich hasse sie, ich hasse sie. Sie sagt, ich bin nur ein kleines Mädchen. Sie sagt, ich mache mich wichtig. Sie hat Mutter veranlasst, mich ins Ausland zu schicken. Ich will sie ebenfalls töten. Ich glaube, Tante Ediths Medizin eignet sich dafür. Wenn es einen zweiten Mord gibt, kommt die Polizei wieder, und all das Aufregende beginnt von neuem.*

*Nannie ist tot. Ich bin froh. Ich weiß, noch nicht, wo ich die Flasche mit den Pillen verstecken soll. Vielleicht in Tante Clemencys Zimmer oder bei Eustace. Wenn ich als alte Frau dem Tod nahe bin, werde ich dieses Notizbuch hinterlassen, und zwar an die Polizeidirektion adressiert, und dann wird man sehen, was für eine wirklich große Verbrecherin ich war.*

Ich klappte das Büchlein zu. Sophia rannen die Tränen über die Wangen.

»Ach, Charles, es ist furchtbar. Sie war ein kleines Ungeheuer, und doch... dennoch ist es rührend.«

Ich empfand es genauso. Ich hatte Josephine irgendwie gemocht... Ich hatte sie immer noch gern. Man ist einem Menschen nicht weniger zugetan, wenn man erfährt, dass er Tuberkulose oder sonst eine schwere Krankheit hat. Josephine war, wie Sophia gesagt hatte, ein kleines Ungeheuer, aber ein rührendes Ungeheuer. Sie war mit einer schweren Belastung geboren – der Wechselbalg im krummen Haus.

Sophia fragte: »Was wäre geschehen, wenn sie am Leben geblieben wäre?«

»Man hätte sie wohl in eine Anstalt gesteckt.«

Sophia schauderte.

»Es ist besser so. Aber Tante Edith... Es belastet mich, dass sie die Schuld auf sich genommen hat.«

»Sie wollte es so. Die Öffentlichkeit wird wahrscheinlich gar nichts erfahren. Brenda und Laurence werden aus der Untersuchungshaft entlassen werden, und es findet gar kein Mordprozess statt. Und du, Sophia«, ich schlug einen andern Ton an und ergriff ihre Hände »du wirst mich heiraten. Gestern erfuhr ich, dass ich nach Persien gehen soll. Dort werden wir zusammenleben, und du wirst das kleine, krumme Haus vergessen. Deine Mutter kann spielen, und dein Vater kann sich in Ruhe seiner Arbeit widmen, und Eustace wird studieren. Du brauchst dir keine Sorgen mehr um sie zu machen. Denk nur an mich.«

Sie sah mir offen in die Augen.

»Hast du denn gar keine Angst, mich zu heiraten, Charles?«

»Warum auch? In der armen kleinen Josephine vereinte sich alles Schlechte der Familie. Ich glaube fest daran, dass sich in dir, Sophia, alle guten Eigenschaften der Leonides vereinen. Dein Großvater hatte eine hohe Meinung von dir, und er scheint gewöhnlich Recht gehabt zu haben. Kopf hoch, Liebes, die Zukunft gehört uns.«

»Ich will tapfer sein, Charles. Ich liebe dich, und ich möchte dich glücklich machen.« Sie blickte auf das Notizbuch. »Die arme Josephine.«

»Die arme Josephine«, wiederholte ich.

Mein Vater fragte mich am Abend dieses Tages: »Und in Wirklichkeit? Wie verhält es sich in Wahrheit?«

Ich habe meinen Vater noch nie belogen.

»Edith de Haviland war es nicht«, sagte ich. »Es war Josephine.«

Er nickte milde.

»Ja, das dachte ich schon seit einiger Zeit... Das arme Kind...«